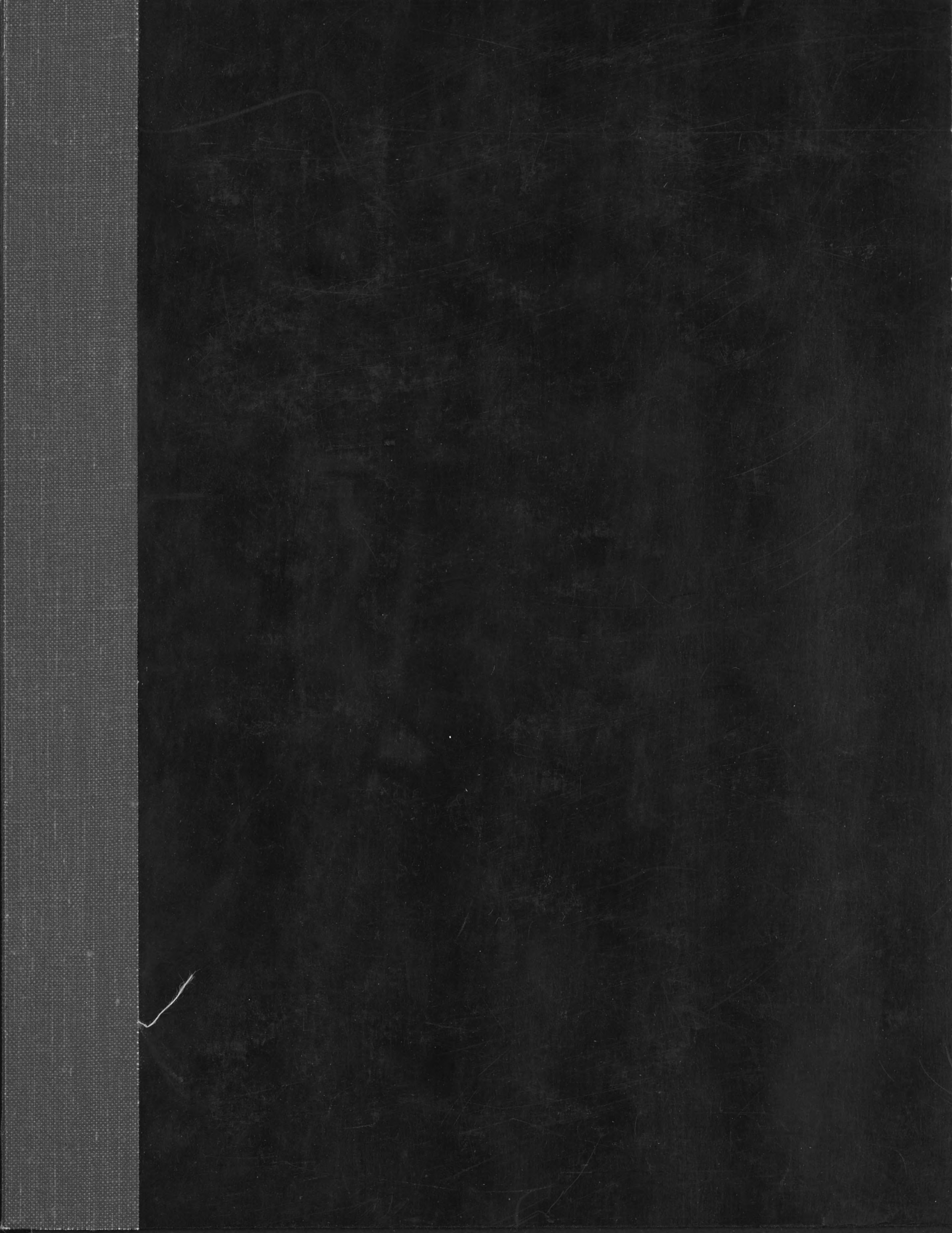






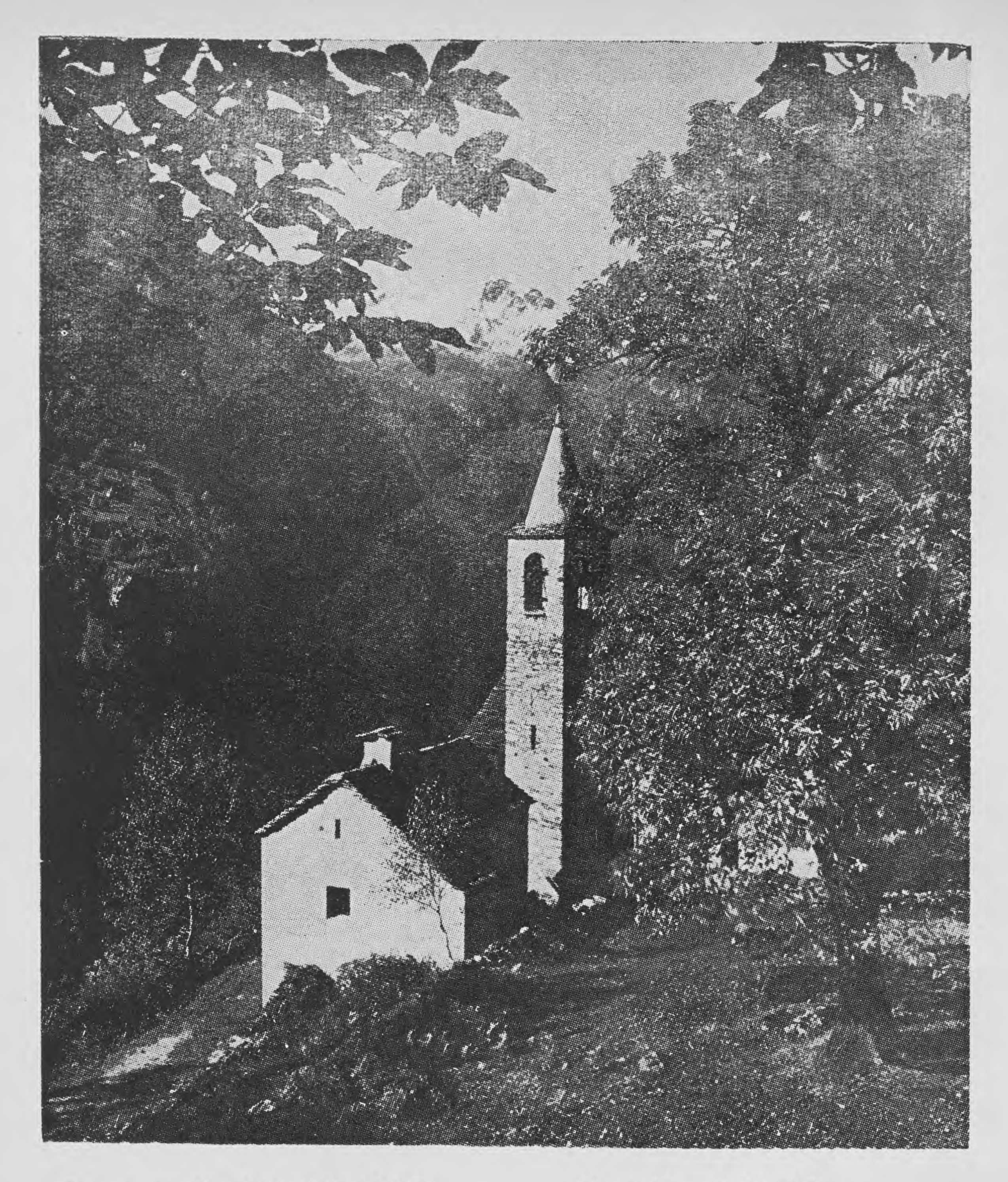






Oktober 1957

DER MARIENBOTE



Immer aus dem Kranz der Wälder
steigt die Kirche auf ins Blau,
und es grüßen Flur und Felder
blühend Unsre Liebe Frau.
Alle Bitten und Gebete
hebt sie an ihr Herz empor,

alles Leid und alle Nöte
trägt sie ihrem Sohne vor.
Und so wird sie bis ans Ende
aller Tage für uns fleh'n,
daß im Schutze ihrer Hände
wir den Pfad der Tugend gehn!

Willi Lindner

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang — Oktober 1957, Battleford, Sask. — No. 1

Dies und Das

Der Heilige Geist

Jetzt im Oktober greift der Katholik wieder fleißiger nach seinem Rosenkranz. Es ist gut, daß wir einen Rosenkranz haben. Wer ihn zur Hand nimmt, um ihn in frommer, ernster Besinnlichkeit zu beten, wird durch ihn an Tatsachen erinnert, die uns sonst kaum in den Sinn kommen. Wie zum Beispiel an die Tatsache, daß es nicht nur einen Menschengeist gibt sondern auch einen Heiligen Geist. Von Ihm hat die Jungfrau Maria empfangen, und zehn Tage nach Jesu Himmelfahrt wurde Er uns allen gesandt, damit auch wir von Ihm empfangen.

Daß es viele Menschen gibt, die an keinen „Geist von oben" glauben und somit auch nichts von Ihm zu empfangen suchen, braucht wohl kaum erörtert zu werden. Wir wundern uns auch nicht all zu sehr über die von ihnen vertretene Lebensanschauung. Sagt doch das Wort des Herrn, daß die Welt gar nicht fähig sei, vom Heiligen Geiste zu empfangen, da sie Ihn ja weder sehe noch anerkenne. Das eben unterscheidet den Christen von der Welt: Daß er den Heiligen Geist kennt und bei sich hat und in sich wirken läßt (Joh. 14:17).

Leider kann man nicht immer von uns Katholiken behaupten, daß das Merkmal, durch das wir in unserem Denken, Urteilen und Wandeln von der Welt abstechen, unser Erfülltsein vom Heiligen Geiste sei. Im Gegenteil: Auch wir suchen dem Heiligen Geiste aus dem Wege zu gehen, und das Antlitz unseres Lebens wird immer ähnlicher dem Antlitz der Verdrossenheit, der Unruhe, der Selbstsucht und der inneren Blindheit und Stumpfheit dieser Welt.

Kein Wunder auch. Wüst und leer wird es in unserem Geist, den Gott uns eingehaucht, wenn wir einmal damit beginnen, das übernatürlich Gottverwandte, das dem Heiligen Geist Ureigenste in uns, aus uns fortzuhauchen, von uns wegzuhauchen, um uns nachher nach eigenem Maß und Gutdenken und auf rein natürlichem Boden eine eigene „Schöpfung aller Dinge" zu bilden.

Und das tun wir. Eben dadurch, daß wir das Alleredelste im Menschen — unser Denken, Wollen und Lieben — ganz auf uns selbst richten, hauchen wir uns selbst den Ichgeist ein und den Gottgeist von uns fort.

Gott und das Ich gehen immer aufs Ganze. Sie begnügen sich nie mit Halbheiten. Gott sucht die Ichsucht zu verdrängen, und die Ichsucht drängt alles beiseite, Gott und selbst die Welt. Denn auch die Welt, in der wir leben, liebt das Ich nur so weit, als sie uns Möglichkeiten bietet, in ihren Reichtümern mit all den vielen Verlangen unseres Fleisches und unseres Selbstwillens ungestört zu werken. Wo immer die Welt uns das nicht bietet, da hassen wir ganz frei und unge-

hemmt. Da können wir unter Umständen alles einfach niedertreten, selbst heiligste Wahrheiten und Einrichtungen. Wie zum Beispiel die Rechte anderer, den guten Namen des Nächsten, Autorität, Pflichten — und in ganz besonders leidenschaftlicher Blindheit die Liebe.

Das „Ichsein" steht uns hoch über alles andere. Über das „Ichsein" lesen wir: „Ichsein heißt Persönlichkeit sein, heißt schöpferischer Geist sein." Und der hier gemeinte Geist ist das „Ich". Das „Ich" wird als Schöpfer-Geist der Persönlichkeit, des Wertes und des Adels des Menschen bezeichnet.

Inzwischen betet der gläubige Katholik auf den Knien liegend die erste Strophe des uralten Pfingstliedes: „Komm Schöpfer Geist!"

Das Niederknien vor Gott gibt innerster Gesinnung Ausdruck. Es will bekennen: Mein Ich ist Leben mit viel Mangel, ist Liebe mit viel Grenze, ist Licht mit sehr viel Schatten und Macht mit vielem Trieb zum Bösen hin. Du aber, Gott, bist allein der ewig Wahre, der ewig Gute, der ohne Schranken Machtvolle im Helfenkönnen und Helfenwollen.

In allem sind wir abhängig von Gott, auch in unserem „Ichsein". Denn das Ich ist ja erst dann von wirklichem Wert und auch erst dann fähig, Wertvolles zu leisten, wenn es gläubig ist und hoffend und liebend, klug, gerecht, starkmütig und zuchtvoll.

Diese Tugenden aber, so ist es unser katholichesGlauben, werden uns vom Heiligen Geist eingegossen, zusammen mit der Gnade. Gnade und geschenkte Tugend werden vom Heiligen Geist nicht einfach dem Ich hinzugefügt: Sie durchtränken, durchdringen das Ich, wie das Sonnenlicht die Lüfte durchdringt, bis es auf einmal Tag wird. So tief und so gewaltig durchstrahlt uns die Gnade, daß wir zu einem anderen, zu einem ganz neuen, gottähnlichen Ich werden. Gnade ist Anteilnahme am Leben Gottes, und diese Anteilnahme wirkt so tief in uns hinein und aus uns heraus, daß im Ich des Begnadeten Gott die Hauptrolle spielt, und wir nur die Nebenrolle.

So hat es Gott mit uns geplant, und so ist denn nicht das Ich das Entscheidende im Leben, sondern Gott in meinem Ich.

Das sind nicht nur so fromme Spekulationen. Wir haben hier Wirklichkeiten vor uns, mit denen wir im Leben rechnen müssen — falls unser Leben nicht im elenden Nichts enden soll.

Wenn wir vom Menschengeist sprechen, dann denken wir auch gleich immer an Kultur. Jede höhere Kultur besteht jedoch aus vier Hauptzweigen. Sie besteht aus den Werten des Wahren oder Wissenschaft, aus den Werten des Guten oder Sittlichkeit, aus den Werten des Schönen oder Kunst, und aus den Werten den Heiligen: Religion, Gottesliebe, Mit-Gott-Leben.

Man dient schon gern, mit vielen stolzen Freuden, der Wissenschaft. Jeder liest und liebt es, weise Gespräche zu führen. Auch der Kunst gibt man sich gerne hin, und mit noch größerer Begeisterung der Erneuerung der Welt durch sittliche Ratschläge, deren wir recht viele zu geben immer bereit sind.

Nicht so gern dient man Gott, denn Gott dienen heißt — sich fügen, heißt: Anfang machen, das Ich aufzugeben.

Religion ist ein Ergriffensein von Gott. Und „das Ergriffenwerden durch den Gottesgeist bedeutet Umwandlung, Anderswerden . . . die Bereitschaft, die Schmerzen einer Neugeburt anzunehmen und an sich geschehen zu lassen. Es bedeutet, daß mit der Liebe Ernst gemacht wird. Wo der Heilige Geist ankommt, da wird es mit Gottes Liebe am Menschen bitter Ernst; da muß es alsdann auch Ernst werden mit unserer Liebe. Wo es aber mit der Liebe Ernst wird, da beginnt das Sterben, der Tod; jenes Sterben, mit welchem die Fruchtbarkeit der Liebe anfängt. Und davor haben wir Angst" (Joseph Blank, Seele, 6/57).

Wir haben Angst, das Ich sterben zu lassen, und sterben muß es, wenn wir dem Heiligen Geist Einlaß in uns schaffen wollen. „Gottes Gnade ist eine Er-füllung. Aber sie findet nur dort Zutritt, wo eine Leere ist, sie zu empfangen", wo der Mensch Ich-leer geworden ist, schreibt die Jüdin Simone Weil, und sie fährt fort: „Das Ich ist zur Zerstörung bestimmt." Es wird zerstört entweder durch die niedrigen Triebe im Menschen, oder aber durch den Heiligen Geist, der unserem Ich die Hauptrolle nimmt, damit Gott sie in uns spielen könne.

Gott gehört nicht nur in die Welt hinein, Er gehört auch in uns hinein. Nicht Menschenkind zu sein ist unsere Bestimmung, sondern Gotteskind. Gotteskindschaft aber bedeutet gerecht sein mit der Gerechtigkeit Gottes, gut sein mit der Güte Gottes, von Mensch zu Mensch lieben mit der Liebe Gottes — mit einer Liebe, die Gott selbst mir eingegossen hat und die nur deswegen „Liebe Gottes" genannt wird, weil sie

des Begnadeten Anteilnahme an Gottes ureigenster Liebe ist.

So wird das „Ich" durch den Heiligen Geist zu einem neuen „Ich", zum „Ich" wie Gott es will und wie es der Welt und mir persönlich zur ewigen Erlösung wird. Eine andere Erlösung als die durch den Heiligen Geist in uns gewirkte gibt es nicht. Und wenn wir während der Rosenkranzandacht beten: „Der uns den Heiligen Geist gesandt", dann wollen wir nichts anderes sagen als: Mach mich, Gott, zu einem neuen „Ichsein" — damit ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus in mir (Gal. 2:20).

– Der Schriftleiter

Unsere tägliche Freude

Himmlischer Vater, unsere tägliche Freude gib uns heute. Denn unser tägliches Brot, unser täglicher Kaffee, unsere täglichen Zigaretten reichen nicht, um allen Hunger zu stillen — den unseres Magens, den unseres Herzens, den unserer Seele. Da fehlt noch irgendetwas Unbezahlbares.

Jeden Tag kaufen wir ein wenig Genuß, ein kleines Vergnügen: eine Kinokarte, ein Eis, ein Schnäpschen. Vater, sicher gönnst Du Deinen Kindern, daß sie sich vergnügen, zerstreuen, erheitern. Daß wir die Gaben der Welt gebrauchen, für die wir Dir dankbar sind. Denn Du hast die angenehmen Dinge des Lebens nicht den Heiden und Bösewichtern reserviert. Doch bewahre uns vor Mißbrauch, der uns zu Sklaven des Genusses, zu Opfern der Vergnügungsindustrie macht, die einen Conferencier brauchen, wenn sie lachen wollen, zehn Schnäpse, um in Stimmung zu kommen, und zweieinhalb Stunden Dunkelheit vor der Leinwand, um sich zu unterhalten.

Himmlischer Vater, schenke uns jeden Tag ein wenig Freude, denn kaufen kann man sie nicht, weder en gros noch en détail. Schicke uns jemand mit einem kleinen Lächeln, einem aufmunternden Wort, einem hellen Blick über den Weg. Laß einen langerwarteten Brief kommen, einen geliebten Menschen gesund werden, ein Mißverständnis sich aufklären. Zeige uns jeden Tag etwas Schönes: eine blühende Blume, einen tapferen Menschen, eine gute Tat. Daß wir davon froh werden.

Vater, Du wollest, daß die Freude mehr ist als Genuß und Vergnügen, die nur für Augenblicke unsere Sinne beschäftigen. Freude geht tiefer, rührt unser Innerstes und strahlt über den Augenblick hinaus. Denn sie ist das Glück über etwas Gutes, Schönes, Vollkommenes. Ist das Sehen des Guten in den Dingen. Ist das Erkennen, daß unser Dasein einen Sinn hat, solange wir darauf stoßen. Ist letzten Endes das Wiederfinden Deiner Spuren im Gesicht eines Menschen, in den Zeilen einer Zeitung, im Bogen eines Bauwerkes. Ist die Freude an Gott.

Ohne Dich gäbe es keine Freude, ohne die Tat Deines Sohnes keine frohe Botschaft. Darum befreie uns von jenen traurigen Gestalten, die uns vormachen wollen, als müßten die Christen vor Gram über die Schlechtigkeit der Welt selber griesgrämig werden. Wer sollte sich denn überhaupt noch freuen dürfen, wenn nicht wir, die wir in Dir einen allmächtigen, allwissenden und liebevollen Vater haben? –

Im Nächsten Marienboten:

Der Deutsche Katholikentag von Toronto, Ont.

30. August – 2. September 1957

Die katholische Tat dieses Jahres: Für den Marienboten werben!

Deine Pfarrkirche

Das Gotteshaus ist der für die Begegnung von Braut und Bräutigam — Christus und Seele — bestimmte hochzeitliche Festsaal. Dort beginnt, was sich im Himmel vollendet.

„An den Flüssen Babels saßen wir und weinten, da wir dein gedachten Sion" (Ps. 36, 1). Dieser Psalm bringt die Sehnsucht des Menschen nach Heimat und Geborgenheit zum Ausdruck. Jeder von uns hat die Vision eines glücklicheren Lebens. Der Traum der Utopisten, Chiliasten und Materialisten hier auf Erden mit aller Gewalt ein Paradies zu schaffen, wird durch die Unglücksfälle, Katastrophen, Übel, Krankheit und Tod Lügen gestraft, wie auch durch die Tatsache, daß unsere Geistseele sich nicht abspeisen läßt mit nur rein diesseitigen Werten. Ist es nicht geradezu paradox, daß gerade Länder hinter dem Eisernen Vorhang, die angeblich das Paradies der Arbeiter geschaffen haben, fluchtartig von Tausenden alltäglich verlassen werden, offenbar doch weil sie dort alles andere finden als auch nur geordnete soziale Zustände, geschweige denn ein Paradies. Aus einem Paradies flieht man nicht.

Das Christentum bleibt auf dem Boden der Wirklichkeit, wenn es uns höchste Glückseligkeit nicht schon in dieser fragwürdigen Welt verheißt. Trotzdem weiß der Christ um die beglückende Tatsache, daß er schon hier auf Erden eine Vorahnung jenseitiger Gottesnähe finden kann, daß das Paradies seine Strahlenfülle nicht dem jenseitigen Leben mitteilt. Denn die Herrlichkeit Gottes hat sich vom Himmel herabgelassen im Hause Gottes, deiner Pfarrkirche.

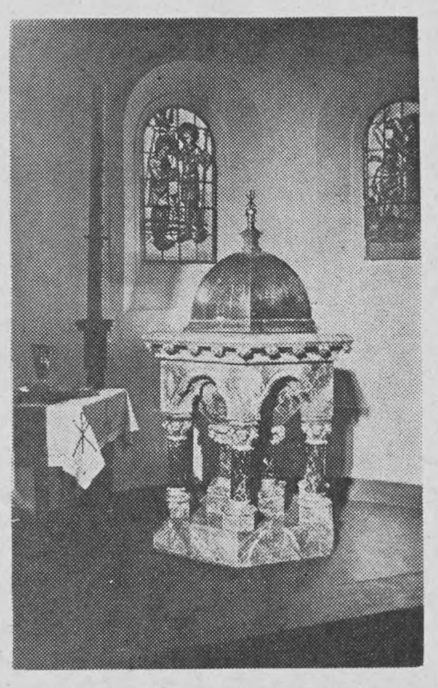
In der Lesung der Kirchweihmesse heißt es: „Herabgestiegen ist die Heilige Stadt, das neue Jerusalem aus dem Himmel, von Gott ausgestattet wie eine Braut, die sich für ihren Bräutigam geschmückt hat." Johannes hörte vom Throne eine Stimme sagen: „Siehe das Zelt Gottes unter den Menschen. Er wird bei ihnen wohnen, sie werden sein Volk sein und Gott wird mit ihnen sein."

Das Gotteshaus ist der für die Begegnung von Braut und Bräutigam bestimmte hochzeitliche Festsaal, der seine Würde hat, ähnlich wie die sich in seinem Innern versammelnde Gemeinde, von der feierlichen Konsekration des Bischofs, der sie nach Art einer Taufe geweiht hat, wie auch durch die heiligen Geheimnisse, die in ihr gefeiert werden.

Im Gotteshaus beginnt das, was sich im Himmel vollendet: die Vermählung der Menschen mit Gott, die Vereinigung des himmlischen Bräutigams, Christus mit seiner Braut, der Kirche im ewigen Gotteslob zur Verherrlichung Gottes.

Diesem Zweck des Gotteshauses entspricht seine Einrichtung, seine äußere Gestalt. Jede Pfarrkirche besitzt daher auch Vorrichtungen, Räume und Einrichtungen, die dem Kommen, der Ausschmückung und der Vermählung der Braut mit dem Bräutigam dienen.

Dem Kommen der Braut dient zunächst der Kirchturm, der wie ein Finger zur Höhe weist und das Geläute seiner vielstimmigen Glocken, durch die die Braut auf die Ankunft des Bräutigams aufmerksam gemacht wird. Vom Geläute sagt der russische Dichter Gogol in seinen „Betrachtungen über die göttliche Liturgie": „Das Geläute verkündet allen den erhabenen Augenblick, auf daß ein jeder Mensch, gleichviel wo er sich aufhält, ob auf einer Reise oder sonst unterwegs, ob er die Erde seiner Felder bestellt, oder in seinem Hause sitzt, ob er mit anderen Dingen beschäftigt ist oder krank zu Bette liegt oder im Gefängnis ist — daß er von überallher, auch von sich aus, in diesem furchtbaren Augenblick sein Gebet emporschicken kann. Alles fällt nieder vor dem Leib und dem Blute des Herrn und fleht zum Herrn mit den Worten des Schächers am Kreuz: Gedenke meiner, Herr, in deinem Reich."



Taufe: Hier wird Christus in uns geboren.

Zur Ausschmückung der Braut, damit sie vor dem Bräutigam bestehen kann, dienen die Taufkapelle mit dem Taufbecken oder Taufbrunnen und die Beichtstühle, Örtlichkeiten, an welchen die Taufgnade erworben, bzw. zurückerstattet wird, wenn sie verlorenging. Hier kann sich die Braut das

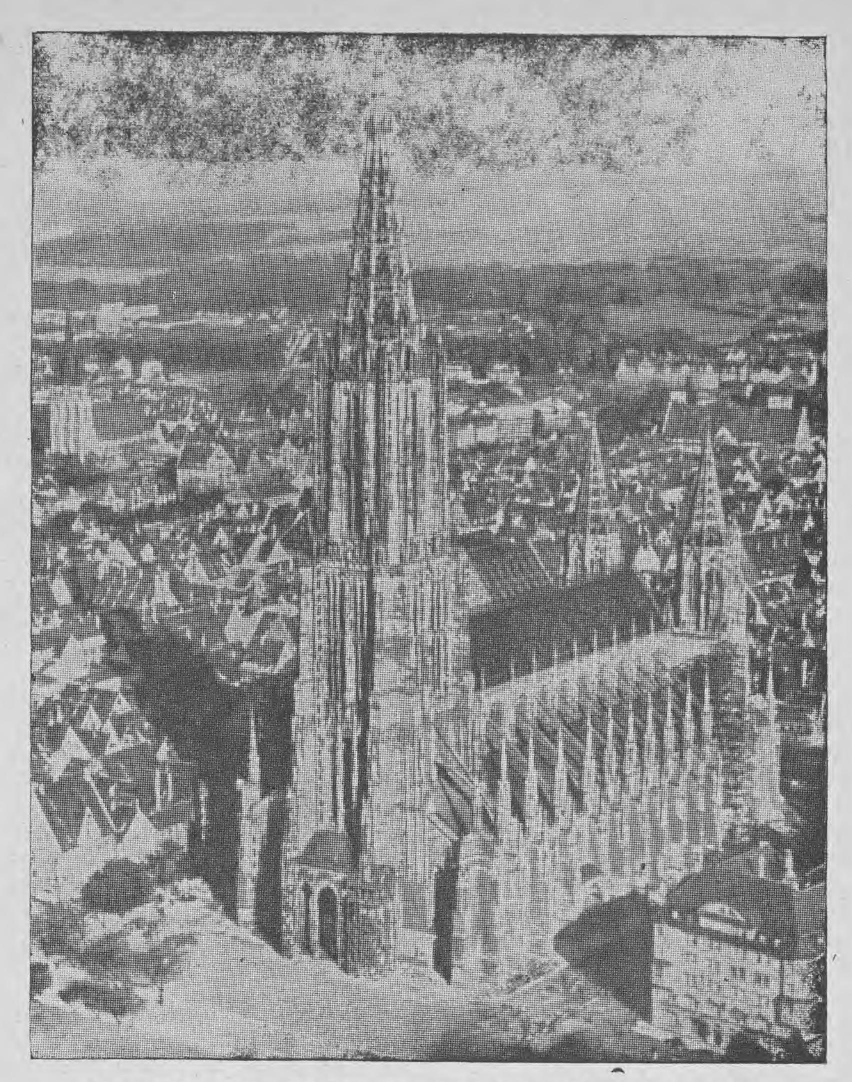
Hochzeitsgewand erwerben oder reinigen lassen, wenn es durch Sünden nach der Taufe beschmutzt wurde.

Wenn die Braut im Festgewand den hochzeitlichen Festsaal betreten hat, darf sie der Erscheinung Christi, ihres Bräutigams harren. Der zentrale Ort des Gotteshauses ist daher der Altar, auf ihn ist alles hingeordnet. Auf ihm werden Brot und Wein dargebracht und bei der Wandlung in das Fleisch und Blut Christi verwandelt. Er steht ebenso zentral im Raum der Festgemeinde wie der himmlische Altar, auf dem der Seher von Patmos das geschlachtete Lamm geopfert sah. Himmlische Geheimnisse umgeben ihn.

Der Höhepunkt der Vermählungsfeier, die Einswerdung von Mensch und Gott, die Vereinigung von Braut und Bräutigam, geschieht im Augenblick des heiligen Opfermahles. Hierzu dient die Kommunionbank. Von der heiligen Speise nehmen die Gläubigen. Was übrigbleibt, wird im Tabernakel für Versehgänge bei den Kranken und zum Zweck der Anbetung des auch nach der heiligen Feier gegenwärtigen eucharistischen Christus, aufbewahrt.

Es gibt aber auch noch eine Gegenwart, ein Kommen Christi zu seiner Braut durch das Wort des Evangeliums. Deshalb steht in der Pfarrkirche auch die Kanzel. Durch das verkündete Gotteswort vereinigt sich Christus mit dem Geiste seiner Braut. Das Wort ist eine Art Sakrament, durch das Gott in unserer Seele wirkt.

Schließlich ist Christus gegenwärtig und führt die Braut zum Vater „wo zwei oder drei im Namen Jesu versammelt sind": in Gebet und Gesang. Gebet und Lied vereinigen uns mit Gott. Deshalb mahnt schon der heilige Paulus die Epheser: „Werdet voll des Heiligen Geistes. Redet zueinander in Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern, singet und jubelt dem Herrn in euren Herzen." Gerade der Kirchengesang mit seinen feierlichen Weisen hat einst den heiligen Augustinus tief ergriffen und die Sehnsucht seiner Seele nach Gott gefördert. Der Begleitung des Gesanges dient das einzige in der Kirche geduldete Musikinstrument: die Orgel.



Hoch über alle Dächer der Städte der Menschen weist der Turm der Pfarrkirche zur ewigen Stätte Gottes.

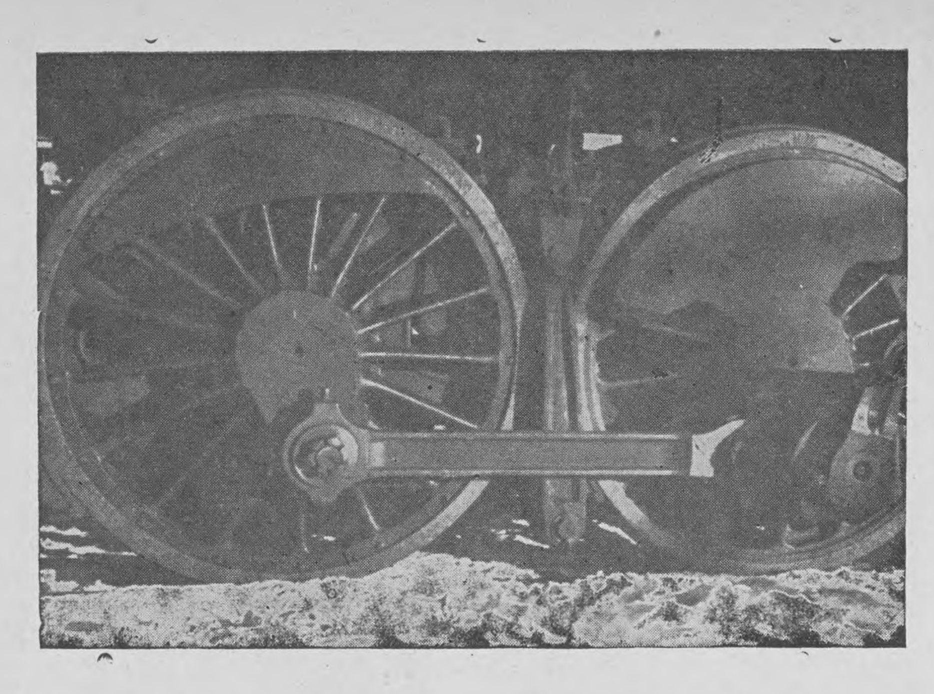
Was für Reichtümer empfangen wir im Kirchenjahr im Hause Gottes! Was wären wir ohne Advent, Weihnachten! Wieviel Trost und Kraft schöpfen wir aus dem Kreuzweg, dem Leiden des Herrn, wieviel Freude aus seiner österlichen Auferstehung! Was bedeutet uns Himmelfahrt, Geistsendung, die Sonntage nach Pfingsten! Auch die Verstorbenen, die noch im Fegfeuer leiden, haben Anteil an den in der Pfarrkirche verrichteten Fürbitten und Seelenmessen.

Bau und Einrichtung des Gotteshauses, seine innersten Geheimnisse haben nur den Zweck, uns zu Gott zu erheben. Dementsprechend muß unsere Haltung im Gotteshause Ehrfurcht atmen, eine Haltung, zu der wir uns selbst, aber auch die Kinder erziehen müssen.

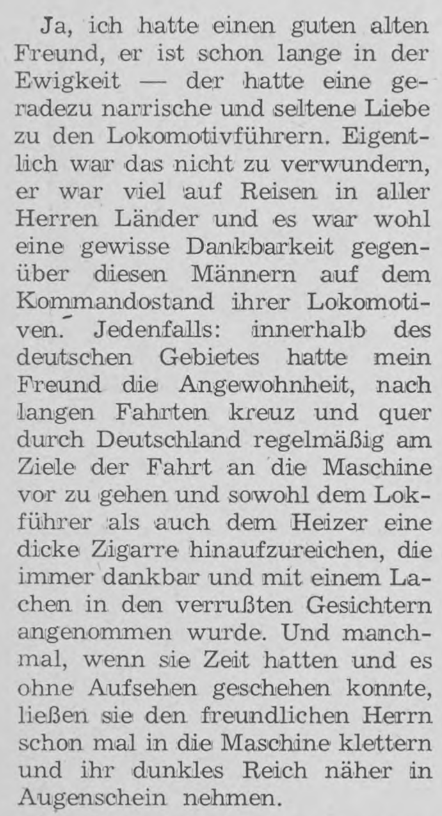
O Seele mein,
Geh aus, — Gott ein!
Sink, all mein Sein
In Gottes Ewigkeit,
O sink in die grundlose Flut!

Flieh ich vor Dir,
Du kommst zu mir.
Verliere ich mich,
So finde ich Dich,
O überwesentliches Gut!

Todes-fahrt



von Maria Klumpp



Ja, ich hatte einen guten alten Freund, er ist schon lange in der Ewigkeit — der hatte eine geradezu narrische und seltene Liebe zu den Lokomotivführern. Eigentlich war das nicht zu verwundern, er war viel auf Reisen in aller Herren Länder und es war wohl eine gewisse Dankbarkeit gegenüber diesen Männern auf dem Kommandostand ihrer Lokomotiven. Jedenfalls: innerhalb des deutschen Gebietes hatte mein Freund die Angewohnheit, nach langen Fahrten kreuz und quer durch Deutschland regelmäßig am Ziele der Fahrt an die Maschine vor zu gehen und sowohl dem Lokführer als auch dem Heizer eine dicke Zigarre hinaufzureichen, die immer dankbar und mit einem Lachen in den verrußten Gesichtern angenommen wurde. Und manchmal, wenn sie Zeit hatten und es ohne Aufsehen geschehen konnte, ließen sie den freundlichen Herrn schon mal in die Maschine klettern und ihr dunkles Reich näher in Augenschein nehmen.

Das aber, was ich hier berichten will, geschah nicht in Deutschland, sondern bei einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika und zwar auf der Fahrt mit dem berühmten Pazifik-Expreß, der die Staaten von Osten nach Westen durchquert.

Als mein Freund in Los Angeles nach einer ununterbrochenen Fahrt von über 70 Stunden den Zug verließ, konnte er es nicht unterlassen, so wie in Deutschland dem Lokführer und Heizer eine dicke Havanna anzubieten. Die Männer lachten über den seltsamen Deutschen und da er fragte, ob er auch einmal eine amerikanische Lok besichtigen dürfe, ließen sie ihn bereitwillig hinaufklettern in den Führerstand.

Sie erklärten ihm alles und indes er höchst interessiert zuhörte, lag sein Blick immer wieder auf einem merkwürdigen kleinen Täfelchen, das unter Glas ein kleines aufgespießtes Insekt mit zarten ausgespannten Flügeln barg. Es hing zwischen all den Schalthebeln und Meßinstrumenten der Lok, als gehöre es mit dazu und verwundert erkundigte sich mein Freund, bevor er den Führerstand verließ, welch seltenen Schmetterling sie denn da gefangen und in ein Glasgehäuse gesetzt hätten.

„Oh," sagte der Lokführer, indem er sehr ernst wurde, „well, es ist nur eine einfache Motte. Aber Sie müssen wissen, Mister, sie hat uns im vergangenen Frühjahr das Leben gerettet, uns — nämlich mir und meinem Heizer und dem ganzen Zug mit etwa tausend Fahrgästen! Wäre sie nicht gewesen — wir wären alle in den Tod gefahren, wenn sie den Pazifik-Expreß nicht angehalten hätte!"

„Aber", sagte mein Freund, „das ist doch wohl nicht möglich — wie kann eine kleine Motte den rasenden Pazifik-Expreß anhalten?"

„O doch es war wohl möglich — das heißt . . .", der Lokführer schaute ihn prüfend an, „well, ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, Mister, vielleicht lachen Sie mich aus, wenn ich Ihnen das sage: im Grunde war es ja gar nicht die Motte, es war eine höhere unsichtbare Macht, aber sehen Sie, ich glaube das eben — diese höhere Macht, — wir sprechen da von Gott und von der Vorsehung — die hat sich eben dieser kleinen Motte bedient, um uns zu retten."

Der Lokführer schob seinen Kaugummi auf die andere Seite: „Hören Sie", begann er, „das war so: wir sind abends gegen 5 Uhr in New York abgefahren und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Türe gejagt hätte, wie ich es noch nie erlebt — Stürme, Regen und Schneetreiben durcheinander, die Wolken hingen tief über der Stadt und die Wolkenkratzer von Manhatten, ja, Mister, die sahen Sie vielleicht noch bis zum achten oder neunten Stockwerk, das andere steckte tief im Brei. Wir hatten schon etwas Verspätung, als wir abfuhren und der Fahrdienstleiter pfiff mich noch an und schärfte mir ein, das Letzte aus der Maschine herauszu-

holen, um einigermaßen pünklich in Kalifornien anzukommen. Der Zug war überfüllt, wir schätzten wie gesagt an die tausend Personen. Nun, wir taten, was wir konnten. Ich ließ die Maschine auf Hochturen laufen und wir brausten durch die Nacht wie der Blitz durchs schwarze Gewölk — um 5 Uhr abends war es schon so finster wie um die Mitternacht, kann ich Ihnen sagen, Mister!"

„Nun, ich weiß nicht mehr genau", erzählte er dann weiter, „wieviele Stunden wir schon gefahren waren, aber wir hatten Chicago bereits hinter uns und es war in der zweiten furchtbaren Sturmnacht, als es geschah. Ich hatte eben im Schein des Feuers, das der Heizer neu beschickte, einige Aufzeichnungen über diese fürchterlichen Nächte in mein Heft gemacht — auch bei amerikanischen Lokführern gibt es so eine Art Logbuch wie bei den Schiffern auf hoher See, müssen Sie wissen, Mister — als der Heitzer die Feuerungstür wieder zuwarf und hinaus in die Nacht starrte. Wir konnten nach meiner Schätzung nicht mehr allzuweit vom oberen Missouri sein, über den in dieser Gegend eine große und starke Brücke führte, die wir überfahren mußten.

Plötzlich packte der Heitzer meinen Arm so schmerzhaft, daß ich sofort hellwach war: „Was ist? Was gibt es, Henry?"

Schreckensbleich, das konnte ich sogar im fahlen Schein unserer schwachen Beleuchtung sehen, stieß er heraus: „Jack, sieh doch einmal da vorn, vor der Lok — diese riesengroße, fürchterliche Gestalt!" Und sein ausgestreckter Arm wies in die Nacht hinaus: „Ein Gespenst, Jack — ein entsetzliches Gespenst!"

Henry war ein französischer Canadier und ein wenig abergläubisch wie die so sind aus dem Norden. „Aber Henry", sagte ich, „du bist übermüdet und nun siehst du wieder Dinge, die nicht sind — komm, geh weg, laß mich einmal sehen!"

Ich beugte mich weit hinaus in die Nacht: alles stockfinster. Nur die gewaltigen großen Lampen der Lock durchschnitten wie zwei riesige strahlende Bündel das Dunkel. Schon wollte ich den Kopf wieder zurückziehen, ich war schon tropfnaß von dem strömenden Regen, als ich plötzlich stutzte: Heiliger Gott, er hatte doch recht! Was war das da vorn vor der Lok? Da vorne tanzte eine riesenhafte Gestalt vor uns her, die bis in den Himmel zu ragen schien — mit weit ausgespannten Armen, daran sie lauter Schleier hängen hatte — und diese Arme bewegten sich ständig auf und nieder und die Schleier daran wehten ganz schauerlich in der Finsternis. Es war — ja es war, als wolle uns diese entsetzliche Erscheinung warnen, zurückhalten, den Zug zum Stehen bringen . . . .

„Hast du es gesehen, Jack?" bebte mir Henry entgegen, als ich schwer atmend wieder mitten im Führerhaus stand. Aber er sah es mir an, daß ich es auch gesehen hatte . . . .

Ohne ein Wort zu sagen, riß ich die Hebel herunter und ging zunächst einmal auf halbe Fahrt. Dann wieder ans Fenster und Henry sah noch einmal auf der anderen Seite zur Klappe hinaus. Wir sahen beide wieder die gleiche schreckliche Erscheinung, nur schien sie jetzt noch wilder mit den Armen und Schleiern zu winken, es war mir ganz klar, das bedeutete irgend eine große Gefahr, in welcher wir uns befanden, wenn ich auch nicht wußte und mir nicht denken konnte, was das war, das uns so eindringlich warnte.

Wissen Sie, was das heißt, Mister, mitten in einer derartigen Nacht, mitten auf offener Prärie, meilenweit von jeder menschlichen Ansiedlung entfernt, den Pazifik-Expreß zum Stehen zu bringen? — Glücklicher weise schliefen viele der Reisenden und erfuhren erst viel später von der Sache. Aber auch so war der Aufruhr noch groß genug.

Ich befahl Henry, auf seinem Posten in der Maschine zu bleiben und dem zweiten Lokführer, der auch entsetzt herbeigestürzt war, er solle zwei Sturmlaternen fertig machen: „Strecke abgehen, José!" sagte ich, „ziehe den Wettermantel und die wasserdichten Stiefel an, sonst sind wir naß bis auf die Haut!" Ich selber war schon dabei, dies zu tun und dann zogen wir los, in die rabenschwarze Nacht hinaus.

Wir mußten noch ziemlich weit gehen zwischen den Schienen, eine gute halbe Stunde. Aber mein ge-

---

Die Bitte des Mönches

Man sollte die kleine alte Geschichte von dem Mönch Nilus und dem Kaiser Otto III. jeder Generation erzählen. Denn sie sagt dem Kaiser oder dem Präsidenten so gut wie der Stallmagd oder dem Straßenkehrer in einem Satz, was ihnen gesagt werden muß. Und es macht gar nichts, daß die Geschichte schon 957 Jahre alt ist.

Der Mönch Nilus stand wegen seines heiligen Lebens in so großem Rufe, daß eines Tages auch der Kaiser ihn besuchte, um mit ihm Rat zu halten. Als sie ihre Unterredung beendet hatten, bestand der Kaiser darauf, daß Nilus sich etwas von ihm erbitten solle. Da trat der Mönch dicht an den Kaiser heran, legte ihm die Hand aufs Herz und sagte: „Also erbitte ich von Euch, daß Ihr die Seele, die in diesem Leibe wohnt, fleißig in acht nehmt, daß sie nicht verloren werde; denn obwohl Ihr zu kaiserlicher Würde erhoben seid, müßt Ihr dennoch sterben und wie ein anderer Mensch vor Gottes Richterstuhl erscheinen, Euer ganzes Leben zu verantworten."

übtes Ohr hatte schon beim Herunterklettern von der Maschine ein merkwürdiges Geräusch vernommen. . . Und dann hörten wir beide, näher und näher kommend, ein fürchterliches Donnern und Tosen — das war nicht mehr der Sturm, das war der Strom!

Wir waren ihm also schon viel näher gewesen, als ich zuvor geglaubt hatte! — José lief mir jetzt voraus mit langen Schritten zwischen den gleißenden Schienenbändern, weit voraus — und dann kam er wieder zurück mir entgegen, keuchend: „Bei der heiligen Madonna von Guadalupe, Jack — die Brücke ist weg!"

„Um Gotteswillen!" Mehr konnte ich nicht sagen, — die Warnung, die Warnung! José und ich rannten noch einmal nach vorn: es gab keinen Zweifel, die Schienen führten direkt ins Wasser des furchtbar hochgehenden Stromes, die Brücke war verschwunden, einen einzigen Pfeiler sah ich noch, als ich die Laterne hochhob, hier hatte sie gestanden — ich kannte die Strecke ja so gut, bin sie jahrelang gefahren — die Brücke war nicht mehr da! Ohne die Warnung — ja, wir wären mitten in den Strom, wir alle in den Tod gefahren auf höchsten Touren hinein in das rasende Wasser!

„José, wir müssen sofort zurückfahren, wenigstens bis zur nächsten Blockstelle vor Chicago, der Gegenzug aus Kalifornien muß gewarnt werden!" So hasteten wir zurück zu unserem Zug, dessen Lichter uns weit in die Nacht entgegen glühten.

Und da, als wir schon nahe der Lok waren, stand plötzlich wieder diese furchtbare Erscheinung mit winkenden Armen und wehenden Schleiern riesengroß vor der Maschine, bis in den schwarzen Himmel ragend — einige Augenblicke lang, dann war es, als falle sie in sich zusammen, ja, sie hatte ja auch ihr Werk vollbracht . . . .

„José, wir müssen sofort zurück

José war stehen geblieben: „Was war das, Jack?" Auf einmal aber rannte er vollends zur Lok, hielt vor einer der großen Lampen an, schaute höchst interessiert hinein und rief mir, der ich nachkam, entgegen: „Weißt du, was das war, Jack? Hier schau — da drinnen liegt sie — eine Motte! Weiß der Himmel, wie die unter das dicke Glas gekommen ist! Aber jetzt ist sie hin, jetzt kann sie nicht mehr tanzen!"

Mister, Sie dürfen es mir glauben: ich starrte durch das dicke Glas der Lampe auf das tote Tierchen vor der brennenden Birne wie auf ein Wunder! Die kleine Motte da drinnen, die hatte uns allen das Leben gerettet — vor dem Licht da drinnen hatte sie ihre Totentänze aufgeführt und die Lampe hatte ihren Schatten riesenhaft vergrößert in die finstere Nacht hinausgeworfen — so war „das Gespenst", die „Erscheinung" entstanden! Sie hatte also eine ganz natürliche Ursache, war durchaus nichts Überirdisches, nicht aus dem Reich der Geister — und doch, Mister, ja — ich bin ein einfacher Mann, ich kann mich nicht so gut ausdrücken, aber es war halt etwas daran, was mit überweltlichen Mächten zusammenhing. Das lasse ich mir nicht ausreden!

Nun, wir sind dann im höchsten Tempo bis nach Chicago zurückgefahren, wir haben unterwegs alle Blockstellen alarmiert und der Gegenzug konnte so auch noch vor dem Untergang gerettet werden.

Ich aber ließ zur steten Erinnerung an diese fürchterliche Nacht und an den wunderbaren Schutz der Vorsehung bereits die kleine Motte vorsichtig aus dem Gehäuse der Lampe nehmen und wieder unter Glas setzen, wie Sie es dort sehen. Hat mich eine Stange Geld gekostet, ja, aber war mir nicht zu viel unter diesen Umständen, Mister. Glaube, Sie werden das verstehen . . . ."

Ja, mein alter Freund verstand das sehr gut. Begeistert erzählte er diese wahre Geschichte jedem, der sie hören wollte und pflegte beizufügen: „Jawohl — was ein echter und rechter Lokführer ist, pflichtreu und gut und gläubig, der steht unter einem besonderen Schutze Gottes!"

Gutes wird noch getan

Wir sind im Wartezimmer eines Arztes. Es gibt, so viel ich weiß, kein Gesetz, nach dem das Arzt-Wartezimmer auf alle Fälle langweilig sein müßte. Aus unerfindlichen Gründen sind sie es aber meistens doch. Vier kalkige Wände, dumpfe Luft, ein Tischchen mit alten abgegriffenen Illustrierten, das ist vielfach der ganze Aufwand. Die Leute dösen auf ihren Stühlen und sind von ihren Sorgen gefangen. Sie denken an Magenbrennen und Blinddarmgeschichten.

Hier die Geschichte eines Arztes, der sich seiner Patienten erbarmt und ihnen schon im Sprechzimmer, noch vor der Visite, ein sehr gesundes Rezept gegen die Langeweile verschrieben hat. Er legte Stricknadeln auf den Tisch des Wartezimmers, dazu ein Kärtchen mit diesem Text: „Herzliche Bitte! Die Kinder des benachbarten Waisenhauses brauchen dringend Strümpfe und Wollsachen. Helfen Sie mit während der Wartezeit und stricken Sie weiter. Ihr Arzt."

Da lagen also diese Wollknäulchen auf der flachen Tischplatte, dazu Stricknadeln und ein paar Skizzen und Zahlen. Einer solchen Versuchung widersteht keine Frau mit Herz. Zwischen der Strickerei und dem innersten Wesen einer Frau müssen geheime Beziehungen bestehen; die Frau ist dazu da, um Wärme ins Leben zu tragen, und hier, beim Stricken, ist dieses Anliegen sozusagen auf seine Urform zurückgeführt und zwischen zwei Nadelspitzen eingefangen. Darum die Behaglichkeit, wenn Frauen zusammensitzen und stricken. Unser Arzt hat das gewußt. Es wird um so eifriger gearbeitet, weil es doch für die Waisenkinder ist; und darüber vergißt man das Magenbrennen.

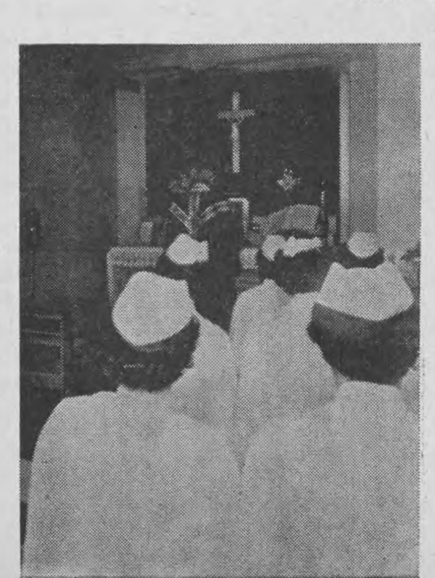
Man könnte überhaupt sein eigenes Magenbrennen leichter vergessen, dächte man etwas mehr an die Not der Mitmenschen. Da bekommt nun das Wort, das man so oft im Wartezimmer hören kann, einen ganz anderen Sinn: „Der Nächste bitte." G.B.

Vor dem Laetare-Haus

hwester Johanna Kuffner. Sie arbeitet als Krankenpflegerin im St. Paul's Hospital, Saskatoon.

Das Laetare Haus

vom Schriftleiter



Novizinnen in der Laetare-Haus Kapelle.

Es lebt der Mystische Leib Jesu Christi auf Erden nach den Gesetzen der Pläne Gottes. Wir Getauften, die wir lebende Glieder dieses Leibes sind, können viel an ihm faul werden lassen, ja sogar zerstören: Der Mystische Leib Jesu wird jedoch weiter leben, und er wird sich nach seiner ihm ganz eigenen Art weiter entwickeln und entfalten, ganz unabhängig vom Denken und Wollen, vom Zweifel und vom Widerspruch der Menschen.

Wir kennen die Lehre über den Mystischen Leib Jesu. Gott hat sie uns in der Hl. Schrift offenbart. Den allermeisten von uns ist jedoch

„Glückselig, die hier schon so geistig leben, daß sie noch nicht im Frieden sind, wenn ihr Körper satt ist, die es gewahr werden, daß Gott genügt, auch wenn sonst alles fehlt, daß alles aber nicht genug ist, wenn Gott nicht dabei ist. Glückselig, wer schon hier eine Hölle erlebt, sobald er gesündigt hat, wessen Herz ihn quält, bis er ruht in Gott." Glückselig, wer das Augustinuswort nachsprechen kann: „Gott, wenn Du Dich uns entziehen willst, dann gib uns einen, der das ist, was Du bist; denn Du allein genügst uns, und weniger als Du genügt uns nicht."

Joseph Kühnel



Missionsdienst-Schwestern in ihrer Ausgangstracht.
Im Sommer tragen sie ein blaues Kostüm mit blauer Baskenmütze, an kälteren Tagen wird ein blauer Mantel übergezogen. Leichter Mantel im Frühjahr und Herbst, warmer Mantel im Winter.



Die Schwestern in ihrer Haustracht. Von links nach rechts: Tracht einer Postulantin, Tracht einer Novizin, Hauskleid einer Schwester mit Gelübden.



Mitte rechts: Pater G. W. Kuckartz O.M.I., Gründer und geistiger Leiter der Missionsdienst-Schwestern.

nur die Hälfte dieser staunenerregenden Offenbarung bekannt, der Offenbarung, daß wir durch die Taufe ein Leib mit Christus werden. Wir werden nämlich nicht nur ein Leib mit Jesus Christus, wir werden auch ein Leib, ein Geist, ein Leben und ein Lieben mit jedem, der Glied des Mystischen Leibes Jesu ist. Nicht nur in Jesus sind wir hineingetauft, wir sind auch ineinander getauft, so daß ich und mein Nächster, ich und der Christ neben mir so wie auch der Christ, der weit von mir entfernt wohnt, ein Leben sind in Christus, und wir alle zusammen ein Leben mit Christus.

So hat der Heiland am Abend vor Seinem Sterben gebetet: „So wie Du, Vater, in Mir bist und Ich in Dir, daß sie in Uns eins seien" (Joh. 17:28).

Das Christentum der Kirche ist wesentlich Gotteskindschaft. Und in dieser Gotteskindschaft sind wir alle nicht nur „Kinder eines Vaters", wir sind auch „die vielen Brüder" Jesu Christi (Röm. 8:29). Darum ist das Christentum nicht nur wesentlich Gotteskindschaft, sondern auch — ebenso wesentlich — eine Gemeinschaft von Brüdern und von Schwestern.

Wir nennen die Kirche „eine heilige Kirche", weil sie immer Heilige hatte und Heilige haben wird. Menschen, in denen Jesu Heiligkeit weiterlebt. Und wir nennen die Kirche „Gemeinschaft im Heiligen" (Tridentinum), weil die durch die Sakramente in uns genährte und wachsende Liebe uns zu Brüdern und Schwestern in Jesus Christus macht. Immer hat die Kirche Menschen gehabt und immer wird sie Menschen haben, die sich gedrungen fühlen, das

urchristliche, das tiefkatholische Ideal von der Bruderschaft der Menschen voll und ganz zu leben. Sie tun das als Ordensleute in Klöstern, und sie tun es als Laien in den vielen frommen Bruderschaften und Dritten Orden.

Und immer wieder auch, bis auf den heutigen Tag, schafft der Heilige Geist an neuen Formen dieser Gemeinschaften, in denen man das christliche Brudersein und Schwestersein lebt, und zwar ein ganzes Leben lang.

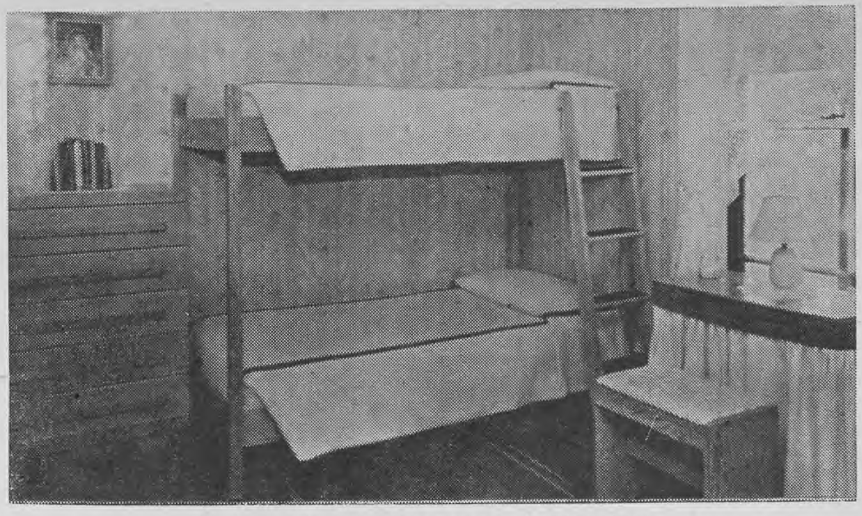
Im Juli 1951 kamen fünf junge Mädchen nach Battleford. Sie wollten Klosterschwestern werden, und zwar in einer Gemeinschaft, die es noch gar nicht gab. Sie hatten im Sinn, sich ihre eigene Gemeinschaft zu bilden. Ein Plan, dem so mancher im ersten Augenblick kopfschüttelnd gegenüber stand. Doch nur im ersten Augenblick. Man wagt nicht gern, in Dingen, wo es sich um Gott handelt, zu lange mit dem Kopf zu schütteln. Das sind eben Sachen, über die wir manchmal schnelles Urteil fällen, die aber doch immer wieder von Gott selbst durch Seine Kirche entgültig entschieden werden.

Am 22. August 1956 kam die neue Schwesterngenossenschaft kanonisch ins Leben. Zehn Schwestern legten vor ihrem Bishof die ersten Gelübde ab, zwei weitere wurden eingekleidet.

Gründer der neuen Schwesterngemeinschaft ist Pater Gottfried Kuckartz O.M.I., der frühere Obere des Oblatenseminars zu Battleford.

Missionsdienst-Schwestern nennen sich die neuen Gottesfrauen. Und mit diesem Namen ist auch alles gesagt, was sie sein wollen: Eine religiöse, von der Kirche bestätigte Gemeinschaft von Frauen, denen das urchristliche Schwesternsein so ernst ist, daß sie sich daran heiligen wollen und daß sie dadurch heilig christliche Schwesterndienste überall dort zu leisten planen, wo man sie hinsenden wird. Mission heißt Sendung, und gesandt wollen sie sein — von Christus durch die Kirche als helfende Schwester zu jenen, die der Liebe Jesu benötigen.

Schwestern in einem Orden der



Heilige Armut zeichnet die Wohnräume. Ein Schlafraum im Laetare-Haus.



Schwester Mildred Kaufmann arbeitet als staatlich geprüfte Krankenpflegerin an der Universitätsklinik zu Saskatoon.



Schwestern in der Küche.



Die ersten Schwestern, die im Juli 1951 den Grundstock der neuen Schwesterngenossenschaft bildeten und heute glücklich in ihrem Laetare-Haus leben. Von links nach rechts: Die Schwestern Katharine Schamber, Pauline Stang, Katharine Cannon, Oberin, Barbara Gette, Anna Schamber.

Kirche sein heißt, kurz gesagt: Das Christenleben ganz vollkommen leben. Schwestern werden nicht geweiht, erhalten kein besonderes Sakrament. Ja, sie entsagen sogar einem Sakrament: Dem Sakrament der Ehe. Dafür betonen sie das Grundsakrament alles Christentums, das Sakrament der Taufe.

Sie betonen es, weil das katholische Ordensleben in Wirklichkeit nichts anderes ist als das christliche Taufleben, treu und ganz gelebt, bis zur Heiligkeit. Nichts Grundsätzliches unterscheidet den Christen in der Welt von der Ordensperson im Kloster. Das Grundsätzliche im Christen ist die Taufe, gestärkt durch die Firmung, und zum vollen Leben entwickelt durch die heilige Eucharistie.

Was wir an Ordensleuten — besonders an den großen Heiligen der Orden — so sehr bewundern, was uns an ihnen erhebt und uns auch zurückscheuen läßt, weil es so heilig ist und so hoch, das ist in jedem Christen. Es ist nur so, daß die Heiligen die Gnade frömmer, heiliger leben als der Durchschnittschrist es tut. Daß der Heilige sich seinem Gott inniger hingibt und daß er bis zur Vollendung in sich wachsen läßt, was der Christ der Welt nur halbfertig, unvollendet in sich hält.

Ordensfrauen wollen nichts anderes sein als nach ganzer Heiligkeit strebende Christen. Ganz heilig wollen sie ihre Gottes— und ihre Menschenliebe werden lassen. Darum geben sie sich durch ihr Leben nach der Regel und nach den Gelübden ganz dem Gottes- und Menschendienst hin.

Es gehört ganz gewiß nicht zum Wesen des katholischen Ordenslebens, daß die Schwestern in allem und in jeder Beziehung „anders"leben müssen als die übrigen Christen, daß sie sich z. B. „anders" kleiden, hinter Klostermauern „anders", wie in anderen Welten, leben, und auch „anderswo" als in der Welt arbeiten. Es gehört jedoch zum Wesen besonders der in der Welt tätigen Orden der Kirche, daß sie ihre Brüder und Schwester hinaussenden zu den Brüdern und Schwestern in der Welt, um ihnen die Botschaft und die Liebe der Kirche zu vermitteln.

Auf Grundsätzen wie diese ist die Regel der Missionsdienst-Schwestern gebaut. Die Regel bindet die Schwestern an ein klösterliches Leben, an ein klösterliches, gemeinschaftliches Streben nach persönlicher Heiligkeit. Dieses Streben nach großer, nach der größtmöglichen Liebe zu Christus ist der Geist, den sie hinaustragen sollen in die Welt. In diesem Geist sollen sie christliche Schwesterndienste an den vielen leisten, die in der Kirche, die mit einem Fuß schon außerhalb der Kirche, und die auch weit entfernt von Gott lebend, diese Schwesterndienste brauchen.

Du, der Welten grosser König, hast auch mich gerufen,
doch Dein Dienst verlangt nicht wenig hier an des Altares Stufen:
Immer soll bereit ich sein, Deinem Ruf zu folgen,
in der Freude Sonnenschein, in der Unlust Wolken.
Einen Mann, der ganz sich schenkt, ganz Dir dienen möche,
einen solchen ja nur lenkt Deine starke Rechte.
Nicht nur treue Pünktlichkeit willst Du von mir haben,
nicht nur schlichte Sauberkeit, Kraft beim Händefalten,
Sondern ganz mich selbst willst Du beim Opfermahle,
so rufst Du mir immer zu: „Nehmt und esset alle!"
Treibe mich, ohn' alle Furcht, auf dies Wort zu hören!
Tu ich dies, so kann dadurch ich manchen Menschen lehren. Amen.

Um so nah als nur möglich an alle Menschen herankommen zu können, haben sich die Missionsdienst-Schwestern ganz moderne Mittel zueigen gemacht. Ihre Tracht ist die Tracht der Welt. Zu Hause tragen sie ein einfaches weißes Kleid, oder auch blau, mit weißer Schürze, so wie es die Krankenpflegerinnen benutzen. Für den Ausgang haben sie ein einfaches, doch geschmackvolles Kostüm mit blauer Baskenmütze. An kalten Tagen wird über das Kostüm ein blauer Mantel getragen.

Als einziges Zeichen ihrer religiösen Schwesternschaft tragen sie am Kostüm- und Mantelkragen ein kleines Kreuzchen.

Gegenwärtig bereiten sich die Schwestern auf ihre kommenden Aufgaben vor. Sie wollen überall dort arbeiten und überall dort Christendienste leisten, wo Kirche und Menschheit sie brauchen. Und dieses Gebiet ist weit und mannigfaltig. Die Kirche braucht Köchinnen in Pfarrhäusern und in ihren Bildungsanstalten. Die Missionsdienst-Schwestern haben heute schon derartige Arbeiten übernommen.

Die Kirche braucht bitternotwendig Katecheten, die selbst die einsamsten und ärmsten Gegenden bereisen, um Kindern Religionsunterricht zu geben. Die Missionsdienst-Schwestern, ganz gleich ob Köchin oder ob Hochschullehrerin, bereiten sich seit Jahren bereits auf diese Arbeit vor. Ihre Regel erlaubt ihnen, einzelnd in Farmgegenden zu bleiben, selbst wenn dort keine Möglichkeit sein sollte, täglich am hl. Meßopfer teilzunehmen. Wo kein Laie hinwill, um Katechetendienste zu leisten, wo keine Ordensschwester hin kann, weil es ihre Ordensregel nicht erlaubt, allein und eine ganze Woche lang ohne hl. Messe zu bleiben, will die Missionsdienst-Schwester stehen — nur um den Ärmsten der Armen die Lehre Christi zu bringen.



Schwester Johanna Kuffner und Schwester Oberin Katharine Cannon im Laetare-Haus bei schwesterlicher Arbeit für Gott und Mitmensch.

Katechese den Kleinen und auch Christi Lehre und Liebe den Erwachsenen wollen die Missionsdienst-Schwestern vermitteln.

Wir sehen sie heute als Krankenschwester (staatlich geprüft), in Krankenschwesterschulen, als Schülerinnen in unseren Highschools und am Lehrerseminar. Soziale und geistige Fürsorge allen Menschen, die sie nur erreichen können, ist nämlich der Schwestern Ziel, auf das sie sich gegenwärtig vorbereiten. Weltlich gekleidet, in weltlichen Berufen, suchen sie leichter und näher and jeden heranzukommen. In der Sozialfürsorge wie auch in der Seelsorge selbst werden sie auf diese Art manchen erreichen können, der vor Priester oder Klosterfrau im Ordenskleid die Tür und sich selbst verschließen würde.

Die Missionsdienst-Schwestern leben in Saskatoon, Sask. Dort, auf der Temperance Street No. 803, steht ihr Mutterhaus, das — „Laetare-Haus".

„Laetare" — „Freut euch mit Jerusalem. In großer Freude freuet euch, die ihr es liebt. Ich freue mich, daß man mir sagte: Wir gehen zum Hause des Herrn." Mit diesen Worten beginnen die Meßgebete am vierten Fastensonntag. Sonntag und Fastenzeit, Ernst und Freude an Gott und am Dienst in Seinem heiligen Hause sollen das „Laetare-Haus" der Missionsdienst-Schwestern durchseelen. Ernst und Freude — eine Feude, die sich, man möchte fast sagen, im immerwährenden Lächeln der Schwestern ausdrückt, herrschen dort auch. Gott segne ihnen diese Freude in ihrem Ernst, Seine Töchter, Seine Bräute, wahre Christenschwestern Seiner Menschen zu sein und zu bleiben.

Die Missionsdienst-Schwestern behalten auch nach den Gelübden ihre Namen. Jeder einzelnen ist Gelegenheit geboten, Highschool und Fachschulen zu besuchen. Alle drei Jahre fahren sie ihre Eltern besuchen, gehen auch bei ernster Krankheit oder bei Todesfall der Eltern nach Haus.

Wer immer Freude an stillen Schwesterdiensten hat, als Fürsorgearbeiterin unter den Armen, am Leben Gescheiterten, als Krankenpflegerin am Sterbebett der Gottverlorenen, als Helferin i n Not geratener Mädchen, als Lehrerin in glaubensloser Schule oder als Köchin für Priester und Studenten, ist herzlichst bei ihnen aufgenommen. Die Adresse ist:

Rev. Sister Superior,
Laetare-House,
803 Temperance Street,
Saskatoon, Sask.

Es dürfte so manches unserer neueingewanderten deutschen katholischen Mädchen interessieren, daß sie im Laetare-Haus mit Pater Kuckartz und mit vielen der Schwestern auch deutsch sprechen kann. Sprache ist kein Hindernis — so lange man zu lernen sucht, die Sprache der Liebe Jesu zu meistern! –

ALTE UHREN

Ich liebe die alten Uhren
Mit ihrem tiefen Schlag!
Sie stehen in dunklen Fluren,
Und ticken so Tag um Tag.
Sie stehen in einsamen Zimmern
Und künden die Stunde an,
Ob Sterne am Himmel flimmern,
Ob die Sonne läuft ihre Bahn.

Sie sind des Hauses Seele,
Sie wachen, wenn alles ruht;
Sie sorgen, daß keiner fehle
Ein Ruf voller Kraft und Mut
Bis wir es alle erfahren:
„Wirket, noch ist's an der Zeit!"
Drum lieb ich die alten Uhren,
Die Mahner der Ewigkeit!

Heilige Maria — Mutter Gottes

Zum Fest der Gottesmutterschaft Mariens, 11. Oktober

Fünfzig und noch mehr der allerschönsten Namen geben wir in Litanei und in den vielen unserer Mariengebete der Jungfrau Maria. Und jeder dieser Namen will eine ganz besondere der vielen, hellstrahlenden Gnadenvorzüge bezeichnen, mit denen Gott die Mutter Seines Sohnes ausgeschmückt.

Keiner dieser vielen Namen geht jedoch über jenen, den die Heilige Schrift ihr gibt: „Mutter des Herrn" (Lukas 1:43).

Es bleibt Mariens ewige Herrlichkeit und ewige Erhöhung über alle Menschen und Geister der Erden und des Himmels, Mutter Gottes zu sein. Nur ihrer Gottesmutterschaft wegen wurden ihr all die anderen Gnadenwunder gegeben, die das christliche Volk seit Urchristenzeit an der Jungfrau so staunend bewundert und in tausend Zungen besingt und umliebt.

Aus den Tiefen der Liebe des ewigen Vaters sollte der ewige Sohn eingehen in die Tiefen der Mutterschaft eines Weibes, um Fleisch dort zu werden zur Erlösung der Welt. Und es ging aus den Tiefen des Lebens des ewigen Vaters die Kraft des Allerhöchsten hervor, Maria überschattend und Marias Fleisch erfassend — und es wurde in ihr erzeugt der gottseiende Mensch Jesus Christus, das Kind Mariens.

Und Maria wurde Seine Mutter, die Mutter Gottes.



Ewig ist Gott und ohne Anfang und Ende, weder entstanden noch geboren. Von Ihm, dem ewig Bestehenden, hat alles Bestehende Anfang, und ohne Ihn ist nichts von dem, was da ist. Selbst Maria kam ins Leben durch das allmächtige Schöpfungswort Gottes, ihres Sohnes.

Und doch nennen wir sie Gottesgebärerin.

Nicht in dem Sinn hat Maria Gott „geboren", als wenn Er, der Ewige, erst mit Seiner Geburt aus der Jungfrau Sein göttliches Dasein begonnen hätte. Und doch ist Maria Gottesgebärerin, Mutter Gottes: Geboren wird von keiner Mutter ein Leib, geboren wird ein Kind, eine Person. Christus aber, der ewige Gott und der in Maria Menschgewordene, hat zwar zwei Naturen, eine wahrhaft göttliche und eine wahrhaft menschliche — Er ist aber nur eine Person — und diese Person ist göttlich.

Und so ist denn das, was aus Maria geboren, ein menschliches Kind göttlicher Person. Und Maria ist dieses Kindes Mutter. Die Mutter einer göttlichen Person im Menschenfleisch, Mutter Gottes.

Die Mutter Gottes hocherhaben.

„Gottes Liebe hat sich uns darin offenbart, daß Er Seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat", schreibt St. Johannes im Buche Gottes. Dieser göttlichen Liebestat wegen — eine Liebestat so groß und uferlos göttlich, daß wir Menschen sie nie erfassen werden — nennen wir Gott „die verschenkende Liebe".

Diese Liebe Gottes hat ihren ersten Weg zur Erde hin auf Maria gerichtet. Alles was Gott an Liebe ist, die ganze Fülle, Kraft und Herrlichkeit der Liebe Gottes — der Heilige Geist — kam herab auf Maria (Lukas 1:35), und alle Innigkeit der Liebe Gottes begann in ihr zu schaffen das Werk der Menschwerdung.

Wo Gottes Liebe am Werke ist, da schafft sie nicht nur: Sie liebt! Und sie liebt mit allen unendlichen Wundern der Liebe der Gottheit.

Gott, der die Welt so sehr geliebt, daß Er Seinen Sohn ihr gab, begann Sein Liebesfluten unter den Menschen in Maria und an Maria. „Voll der Gnaden bist du", ließ Er ihr durch Seinen Engel verkünden. „Voll umfaßt und voll erfüllt von meiner Liebe."

Und so wurde Maria zum „geistlichen Gefäß", zu einem Gefäß bis obenauf voll der Gnaden, voll des Heiligen Geistes. Ganz erfüllt vom Göttlichen, das „Großes an ihr tat" (Lukas 1:49).

Sie wurde vorerlöst, so daß sie unbefleckt von der Erbsünde ihr Menschsein begann; sie blieb jungfräulich in ihrer gnadengeschenkten Mutterschaft; „der Herr ist mit ihr" und die Überschattung des Heiligen Geistes geht nicht mehr fort, und Gottes Geist in ihr macht sie gottähnlich. Gottähnlichkeit aber ist der Schrift nach Heiligkeit: Unberührtheit von aller Sünde, „ehrwürdiges Gefäß" der Gnaden Gottes und „vortrefflichstes Gefäß der Andacht", der liebenden Hingabe an Gott.

Wunderwerke der Liebe Gottes an Maria, ihr geschenkt, um sie würdig zu machen zu werden die Mutter des Herrn.

Jesus und Maria, Gotteskind und Gottesmutter. Sie gehören zusammen, und immer hat der Geist des Christentums sie zusammengehalten. Die hochgebenedeite Frucht ihres Leibes, Jesus Christus, ist die Hauptsache an Maria, und auch die Hauptsache all' unserer Marienliebe und Marienandacht. Ganz so wie bei Gott nur Jesus Christus die Hauptsache an Maria ist.

Jesus ist Mensch nach dem Bilde Seiner Mutter Maria, und Maria ist „ganz schön" in herrlichster Gnadenfülle nach dem Bilde Jesu, ihres Sohnes. Denn wenn wir alle, dem Worte der Schrift nach, „vorherbestimmt sind, dem Bilde Seines Sohnes gleichgeformt zu werden", dann ist Maria, die Gott selbst als „voll der Gnaden" bezeichnet, reiner und tiefer und klarer und heiliger gleichgeformt dem Bilde der Herrlichkeit ihres Sohnes.

Wir lieben sie ob ihrer Gnadenschönheit. Wir lieben sie jedoch hauptsächlichst ihrer Mutterschaft wegen. Jesus, ihr Sohn, liebt Seine Mutter. Nie gehen wir fehl, wenn wir tun, was Christus tut: Drum lieben wir jene, die Ihm Mutter ist und von Ihm als Mutter verehrt wird.

Mutter Gottes — dreiundfünfzigmal nennen wir sie bei diesem Namen, wenn immer wir unseren Rosenkranz beten. Mutter Gottes — mächtiges Mutterherz, mächtig bei Jesus, ihrem Sohn. Liebende Fürsprecherin bei Ihm, zu dem sie reden kann wie kein anderer Mensch — reden wie die Mutter spricht zum Sohn.

Das gibt uns Vertrauen. Wir wissen, was das heißt: Maria ist voll der Gottähnlichkeit. Sie ist gottähnlich in ihrer Heiligkeit und in ihrem gottähnlichen Handeln. Wenn Gott Seinen Sohn uns sandte, weil Er uns Vater sein will, dann wird Maria mit aller Kraft suchen, uns vom Himmel aus Mutter zu sein. Denn sie ist die Gottreue, die heiligste Nachahmerin der Liebe Gottes zu uns Menschen, der „Spiegel" Gottes in allem.

Gott hat uns Maria gegeben, und Maria, die Heilige, kann nur eine Muttersorge um uns haben: Daß wir annehmen von Gott Vater den Sohn und Erlöser Jesus Christus. Jesus uns zu vermitteln, damit wir Ihn anbeten, verherrlichen und lieben wie sie Ihn anbetet, verherrlicht und liebt, Ihn, der ihr Sohn ist und auch ihr Gott, der sie erlöst hat und erhoben zur Krone des Himmels. Darum hat auch unser Marienbeten und Marienlieben nur einen Sinn und einen Zweck: Daß sie uns führe zur hochgebenedeiten Frucht ihres Leibes — zu Jesus Christus.

Heilige Maria, Mutter Gottes, du Mutter mit dem Kinde lieb: Uns allen deinen Segen gib! Auf daß auch in uns lebe und wirke das Leben deines Sohnes! – H.K.

Es gibt noch Gutes

Camilla, Helga und Christel aus München-Geiselgasteig gründeten einen Bund der „Micky-Mäuse", dessen einziges Ziel es ist, Armen und Alten zu helfen. Ganz durch Zufall kam ihnen diese Idee. Eine der Mütter hatte gesagt, die Not in der Welt sei schrecklich groß und man müsse sich doch überlegen, ob man nicht helfen könne.

Von dem Tag an gehen sie auf Hilfe aus. Da ist eine ältere Frau krank und niemand kümmert sich um ihre Haustiere, die Micky-Mäuse tun es. Im Kindergarten wird Aushilfe gebraucht, Helga geht hin. Was die Schülerlotsen für die Gleichaltrigen, das wollen die drei Mädchen für die Alten sein. Im Stoßverkehr des Samstag stellen sie sich an die gekennzeichneten Fußgängerüberwege und helfen alten Männern und Frauen herüber, die ängstlich herumstehen und den Bürgersteig nicht zu verlassen wagen.

Ein andermal haben sie einen alten Mann in einer Bodenkammer entdeckt. Sie fegen ihm erst einmal seine Kammer blitzsauber, dann legen sie ihre Spargroschen zusammen und kaufen ihm einen Wollschal, da er überhaupt nichts Warmes besaß. Manchmal gibt es Holz zu spalten, ein andermal müssen aus dem Keller Kohlen in den fünften oder sechsten Stock geschleppt werden. Da reichen die Kräfte der Mädchen nicht immer aus. Darum hoffen sie, bald ein paar Freundinnen zur Mithilfe zu gewinnen. Kommen die drei abends nach Hause, dann sind sie zwar todmüde, aber zufrieden, daß sie helfen konnten. T.S.

Marias Mutterschaft ist bräutlich empfangend und mystisch dienend. Aber gerade diese dienend empfangende Mutterschaft gibt Maria eine überzeitliche Bedeutung. Ihr ganzes Wesen ruht im Gott-empfangen und Gott-gebären.

Julius Tyciak

Feuer im Zuchthaus-Block

von Ferdinand Oertel

In Amerika ist alles anders als sonstwo auf der Welt. Alles ist moderner und ungebundener. Auch die Zuchthäuser sind moderner — aber die darin sitzen, die sind nun nicht gerade ungebundener als sonstwo auf der Welt. In Amerika ist man nämlich härter. Und härter ist in den amerikanischen Zuchthäusern nicht nur die Behandlung der Eingekerkerten, sondern auch die Verbrecher selbst sind härter. Das ist wahrscheinlich noch ein Erbe aus jener Zeit, als in ganz Amerika die Gesetze des wilden Westens herrschten. Jedenfalls ist alles anders als sonstwo — auch und gerade im Zuchthaus.

*

Als der junge Pfarrer Albert O'Brien einen Brief seiner Kirchenbehörde in den Händen hielt, in dem er von seiner Versetzung in das Staatsgefängnis des nordamerikanischen Staates Ohio in Kenntnis gesetzt wurde, kniff er die Lippen seines breiten Mundes zu einem schmalen Strich zusammen. O'Brien war noch ziemlich jung, aber breit und vierschrötig. Er hatte einen dicken, großen Schädel, der auf einem stiernakkigen Hals saß. O'Brien war irischer Abstammung — das besagt eigentlich schon genug: Er war gewohnt, allen Stürmen des Lebens zu trotzen. Und doch warf ihn dieser Brief seiner Kirchenbehörde beinahe um. Aber nur — beinahe. 0'Brien ging zum Eisschrank, schüttete sich einen doppelten Scotch Bourbon in ein Glas, goß halb soviel Soda hinzu und ließ drei kleine Eiswürfel in das Getränk fallen. Dann setzte er an und trank das Glas in einem Zuge aus.

Der junge irische Priester war beileibe kein Trinker. Aber er konnte trinken. Schon mancher der allabendlichen Kneipengäste in den Industrievierteln Ohios hatte feststellen müssen, daß diesem O'Brien keiner beikommen konnte. 0'Brien war in Ordnung, sagten diese Männer, mit denen der Priester über alles mögliche zu sprechen pflegte. Vielleicht hatte dies auch die Kirchenbehörden bewogen, 0'Brien als Anstaltspfarrer ins Zuchthaus zu schicken. Aber im ersten Augenblick, wie gesagt, hätte es den Iren doch beinahe umgeworfen. Denn was ihn im Zuchthaus erwartete, war wohl die schwerste Aufgabe, die man sich denken konnte.

*

„Ich möchte gern ein paar Akten einsehen", sagte O'Brien zum Zuchthausverwalter am Abend des Tages, als er sein neues Amt angetreten hatte.

„Akten einsehen? Wozu denn das?" Der alte Herr sah den Geistlichen erstaunt an.

„Na ja, ich muß doch wissen, was die Burschen auf dem Kerbholz haben, damit ich mit ihnen ins Gespräch komme!"

Der alte Herr schnitt umständlich eine schwarze Zigarre an. „Soso, ins Gespräch kommen wollen Sie. Da machen Sie sich nur keine übertriebenen Hoffnungen! Die wollen nichts von Ihnen wissen!"

„Kann ich mir denken", gab da der Priester offen zu.

„Warum also Umstände machen? Es wird Ihnen nicht viel mehr zu tun übrigbleiben als ihren Vorgängern auch. Die konnten still für einen Todeskandidaten vor der Exekution beten, das war alles. Aber sich mit den Kerls unterhalten? Nein, die wollen wirklich nichts von Ihnen wissen, my dear Father!"

„Ich will es trotzdem mal versuchen! Und wenn Sie nichts dagegen hätten, nähme ich mir zuerst mal die Akten der Todeskandidaten vor."

„Vergebliche Liebesmüh, wirklich, Father! Aber selbstverständlich stehen Ihnen die Akten zur Verfügung . . ."

*

„Na, wie waren die Gespräche?" empfing der Verwalter am nächsten Abend den Geistlichen.

„Sie hatten natürlich vollkommen Recht — die Burschen behandeln mich wie Luft. Einer raffte sich sogar auf, mich als Pfaffe und Himmelsbote zu beschimpfen, und als ich ihm sagte, ich wolle ihn doch überhaupt nicht mit Gott belästigen, meinte er: Das wäre auch besser, deshalb solle ich sobald wie möglich verschwinden." O'Brien kniff wieder seine Lippen zu einem schmalen Spalt zusammen. Das schlimmste war, daß er nicht einmal einen Bourbon zur Hand hatte. Und der Verwalter schien auch nicht einer der besten Gastgeber zu sein, da er O'Brien nicht einmal eine Zigarre anbot.

„Aber so leicht gibt ein O'Brien nicht auf!" sagte der Priester und schleppte neue Akten mit auf sein Zimmer.

Acht Tage ging das so. Am Sonntag hatten außer ein paar Gefängnisaufsehern keiner der Inhaftierten am Gottesdienst teilgenommen. O'Brien sehnte sich schon gar nicht mehr nach einem Bourbon — der würde da auch nicht mehr helfen . . . .

Der junge Priester kannte schon alle Fälle der Todeskandidaten auswendig. Wenn die Verurteilten nichts von ihm wissen wollten, dann wollte er wenigstens mehr, nein, er wollte alles über sie wissen. Und irgendwo müßte dann doch einmal einer an seiner verwundbarsten Stelle getroffen werden können!

*

„Ist ja doch zwecklos, Father", sagte der Zellenwärter und schüttelte resignierend mit dem Kopf, „der junge Jimmy Cather spricht überhaupt kein Wort mit Ihnen. Der hat noch keine drei Wörter gesagt, seit er hier ist. Und bei den Verhandlungen hat er auch immer nur ein Wort gesagt: No!"

Wortlos drängte O'Brien sich an dem Wärter vorbei in die Todeszelle 34. Auf dem Bett hockte mit angezogenen Knien ein etwa 19jähriger Bursche und starrte unentwegt vor sich hin. „Hallo,

Jimmy!" begrüßte ihn der Priester, als der Wärter die Tür hinter ihm schloß. Er erhielt keine Antwort.

O'Brien sah den Jungen genauer an. Er sah noch fast aus wie ein Kind: weiche Gesichtszüge, nur die Andeutung eines Bartes, aber undurchdringliche dunkle Augen. Father O'Brien ließ sich auf der Bettkante nieder, drehte dabei dem Gefangenen halbwegs den Rücken zu und schnippte sich umständlich eine Zigarette aus der Packung. Er steckte die Zigarette in Brand, wandte dann den Kopf zu dem Gefangenen und fragte: „Rauchen Sie auch?"

Jimmy gab keine Antwort.

Der Priester rauchte eine ganze Weile lang schweigend. Dann begann er zu sprechen, aber mehr zu sich selbst, den Rücken halbwegs dem Gefangenen zugekehrt: „Man könnte eine Filmstory darüber schreiben — Bankeinbruch, der Nachtwächter, der dazwischen kommt, wird erschossen, Polizei kommt herangerast, aber der Täter ist entkommen. Die Polizeiarbeit im kleinen nimmt ihren Anfang. Eine mühsame Arbeit. Hunderte von Spuren gilt es zu verfolgen. Hunderte von Personen zu vernehmen. Schließlich konzentriert sich der Verdacht auf einen bestimmten Mann. Sagen wir einmal, sein Name lautete Jimmy Cather. Jimmy wird verhaftet, verhört, ja, sogar brutal behandelt. Denn dieser Jimmy ist ein Dickkopf. Ein Dickkopf und ein Dummkopf . . ."

Innerlich gespannt verfolgte der Priester die Wirkung seiner Worte. Aber nichts regte sich. Selbst, als er Jimmy einen Dummkopf nennt.

„Dieser Jimmy schweigt nämlich. Er gibt kein Alibi, er gibt keine Entschuldigungen. Er sagt nur immer: No! Schließlich wird Jimmy angeklagt — wegen Raubmordes. Und da er weiterhin schweigt, wird er verurteilt. Denn wenn ein Angeklagter in Amerika seine Unschuld nicht beweisen kann, wird er schuldig gesprochen. Das ist nun einmal so. Und jetzt kommt Jimmy auf den elektrischen Stuhl."

Wieder macht O'Brien eine Pause, um sich eine neue Zigarette



Milde strahlst du und Güte, O Maria

anzustecken. Er bläst den Rauch steil in die Luft, sieht ihm sinnend nach und stellt dann fest: „Soweit keine gute filmstory. Ohne Pfiff. Aber der Pfiff kommt noch: Jimmy ist in Wirklichkeit unschuldig!"

„Wer hat Ihnen das gesagt?" Wie von einer Tarantel gestochen war der Gefangene aufgesprungen.

Der Priester sah ihn scheinbar erstaunt an: „Was wollen Sie? Ich bin dabei, eine gute Filmstory zu entwickeln . . ."

„Mich interessieren Ihre Filmstories nicht", antwortete der Junge ziemlich scharf. „Woher wissen Sie, daß ich unschuldig bin?"

O'Brien steht auf und tritt Jimmy entgegen: „Also doch unschuldig?"

Der Gefangene wandte sich ab und ließ sich zurück aufs Bett fallen.

„Jimmy", begann der Priester jetzt auf den Jungen einzureden, „ich weiß nicht, weshalb Sie alle Welt hassen und so verstockt sind. Ich kenne Ihre ganze Lebensgeschichte und kann mir höchstens denken, daß Sie keine Lust mehr am Leben hatten. Aber sich unschuldig hinrichten zu lassen, das ist kein Abgang für ein Leben. Noch viel weniger für einen Film . . ."

„Mir hat nie einer geholfen", kam es jetzt aus dem Jungen hervor. „Mir hätte auch bei dem Prozeß niemand geholfen. Und jetzt kann mir auch keiner mehr helfen, auch Sie nicht."

„Man kann Prozesse wieder aufnehmen!"

„Und wer soll das bezahlen? Haben Sie etwa Geld?"

O'Brien drehte sich der Tür zu. „Geld ist viel weniger wert, als die meisten Leute glauben, Jimmy. Wahrheit ist viel mehr wert. Wenn Sie die Wahrheit sagen, kann Ihnen in jedem Falle geholfen werden. Überlegen Sie es sich gut!"

Der Wärter öffnete die Tür, um den Priester heraus zu lassen.

„Bis morgen, Jimmy", sagte O'Brien.

*

„Haben Sie wirklich keinen Bourbon da?" fragte der Priester am Abend den Zuchthausverwalter. Dieser sah O'Brien mißbilligend an. „Nur wenn es jemand schlecht ist, Father!"

„Mir ist es totschlecht, Sir, sehen Sie das denn nicht?"

Der Verwalter schüttete dem jungen Priester einen Bourbon ein. Als O'Brien ihn getrunken hatte, sagte er: „Einer hat nämlich gesprochen. Einer, der unschuldig hier drinsteckt. Und die anderen bekomme ich auch noch zum Sprechen . . ."

„Ich verstehe endlich", meinte der Verwalter mit einem schar-

fen Unterton. „Einer hat Ihr Mitleid erregt. Er ist unschuldig! Mein lieber Father, Sie sind noch sehr jung. Und wenn Sie alle ans Reden kriegen, dann sind sie alle unschuldig . . ."

"Besten Dank jedenfalls für den Bourbon, Sir", verabschiedete sich O'Brien bitter. "Was muß ich Ihnen dafür zahlen?"

*

Vier Wochen lang besuchte O'Brien jeden Tag über eine Stunde lang den Todeskandidaten Jimmy Cather in Zelle 34. Vier Wochen arbeitete er sich in den Fall des unschuldig Verurteilten ein wie ein Rechtsanwalt. Dann beantragte er die Wiederaufnahme des Prozesses — mit seinem eigenen ersparten Geld. Zunächst wurde die Todesstrafe für Jimmy Cather aufgeschoben. Aber keiner gab dem Jungen eine Chance.

Der Prozeß war hart und unerbittlich. Wer einmal verurteilt ist, hat es doppelt schwer, seine Unschuld zu beweisen. Die Richter haben die Gesetze auf ihrer Seite.

„Wir haben die Wahrheit!" sagte O'Brien immer wieder zu Jimmy, der manchmal wieder in seine passive Haltung zurückzufallen drohte. Der Priester scheute keine Kosten, um einen der besten und teuersten Anwälte für Jimmy Cather zu gewinnen. Und schließlich erfolgte die Urteilsverkündigung:

„Jimmy Cather wird von der Anklage des begangenen Raubmordes freigesprochen!"

*

Als Father O'Brien am Abend nach dem Freispruch wieder in seinem Zimmer im Zuchthaus saß, klopfte es plötzlich an der Tür. Der Verwalter trat zögernd ein: "Hallo, Father! Ich dachte nur, wenn Sie nicht zu abgespannt sind, ob Sie nicht noch ein paar Minuten zu mir 'rüber kommen könnten. Ich habe nämlich eine neue Flasche Bourbon da, echten Scotch Bourbon . . ."

0'Brien atmete einmal tief und langsam ein. Dann sagte er: "Ich bin wirklich völlig abgespannt, Sir — deshalb komme ich gern!"

Und bei dieser Einladung blieb es nicht. Bald sprach das ganze Zuchthaus von "unserem Father". Und wo O'Brien an die Zellentüren klopfte, antwortete ihm überall ein entgegenkommendes "Come in, Father!"

*

Ein Tag wie jeder andere im Staatsgefängnis von Ohio. Plötzlich schrillen die Alarmglocken minutenlang durch das riesige Gebäude: Feuer! In einem Flügel des Zuchthauses ist ein Brand ausgebrochen, der sich in Sekundenschnelle vergrößert. Es dauert nur wenige Minuten, bis die ersten Feuerwehren mit Sirengeheul eintreffen.

Aufgeregt laufen die Wärter und Feuerwehrleute durch das ganze Gebäude: Es gilt, die Gefangenen aus ihren verschlossenen Zellen zu retten und in doppelte Sicherheit zu bringen — sie vor dem Feuer zu retten und an der Flucht zu hindern.

"Hoffnungslos!" schreit der Brandmeister einer Feuerwehrabteilung dem Zuchthausverwalter zu, als er von dem mitten im Feuer liegenden Block C zurück kommt. "Meine Männer kommen nicht mehr durch. Sie haben zwar Masken, die sie vor dem Rauch schützen, aber keine nichtbrennenden Anzüge . . ."

"Aber Sie dürfen die Rettungsaktion doch nicht einstellen", ruft Father O'Brien erregt dazwischen, "da stecken doch noch über hundert Menschen drin . . ."

"Sorry, Father", antwortet der Brandmeister, "das Leben meiner Leute ist mir mehr wert als das der Gefangenen!"

"Wo sind die Schlüssel?" O'Brien sieht den Verwalter an. Dieser schüttelt den Kopf: "Sie wollen doch nicht . . ."

"Ich will die Schlüssel zu den Zellen, Sir!" schreit der irische Dickschädel und läuft rot an. Wortlos überläßt der Verwalter dem Priester den Schlüsselbund von Block C.

O'Brien ruft ein paar Wärtern befehlend zu: "Hierher! Mitkommen!" Und er stürmt mit den

Du bist der heilige Herr, der einzige Gott, der Wunderbares vollbringt.

Du bist der Starke, Du bist der Große, Du bist der Höchste. Du bist der allmächtige König.

Du, heiliger Vater, König des Himmels und der Erde. Du bist der dreifaltige und eine Herr und Gott.

Du bist gut. Du bist das Gut. Du bist alles Gut. Du bist die Güte.

Du bist die Liebe. Du bist die Weisheit. Du bist die Demut. Du bist die Geduld. Du bist die Sicherheit.

Du bist die Ruhe. Du bist die Gerechtigkeit und die Mäßigung. Du bist aller Reichtum zur rechten Genüge.

Du bist die Schönheit. Du bist die Sanftmut.

Du bist der Beschützer. Du bist der Wächter und Verteidiger. Du bist die Stärke.

Du bist die Erfrischung. Du bist unsere Hoffnung. Du bist unser Vertrauen.

Du bist unsere übergroße Süßigkeit. Du bist unser ewiges Leben, großer, wunderbarer Herr, allmächtiger Gott, barmherziger Heiland.

Hl. Franz von Assisi

Männern zu dem von der Feuerwehr bereits aufgegebenen Block. Aber je näher sie kommen, um so undurchdringlicher werden Rauch und Flammen. O'Brien zieht ein Taschentuch hervor, taucht es in eine Wasserlache am Boden und hält es dann vor seinen Mund. Nach wenigen Schritten schlagen ihm jedoch die Flammen von den Wänden des Ganges entgegen.

Der Priester hält einen Augenblick an, wendet sich dann um und weist den Männern einen anderen Weg: "Von draußen über die Feuerleiter!" An der Seitenfront des Blocks entlang erreichen die Männer endlich die Feuerleiter. Hastig klettern sie hinter dem Priester die Leiter hoch. Oben gibt es einen längeren Aufenthalt, weil O'Brien erst einige Schlüssel ausprobieren muß, ehe er den passenden gefunden hat.

Schwarzer Rauch quillt den Männern entgegen, als sie hinter dem Priester durch die Eisentür in die Gänge des Blocks C vordringen. Auch hier brennt schon an mehreren Stellen die Farbe an den Wänden. Mehr tastend als sehend, läuft der Priester von Zellentür zu Zellentür. Jeweils vergehen wertvolle Sekunden, bis er die richtigen Schlüssel gefunden hat. Aber schon leiten die Wärter die ersten befreiten Gefangenen über die Feuerleiter nach draußen ins Freie. Einzelne Gefangene bieten sofort dem Geistlichen ihre Hilfe an. Diese kommt gerade richtig, denn in einigen Zellen liegen Gefangene ohnmächtig auf dem Boden — Rauchvergiftung! Keuchend und hustend schleppen der Priester und die anderen Männer die Ohnmächtigen zur Feuerleiter.

Unten am Fuß des Blocks C haben sich inzwischen immer mehr Feuerwehrleute eingefunden, die auf die Rettungsaktion des Anstaltsgeistlichen aufmerksam geworden sind. Mehrere versuchen sogar, über die Leiter mit einem Wasserschlauch ins Innere zu gelangen, aber dieser Versuch scheitert. Immer noch kommen befreite Gefangene aus dem Qualmloch. Die meisten müssen gestützt und getragen werden.

"Drei Mann mit Masken vor, um O'Brien zu holen!" befiehlt in diesem Augenblick der Brandmeister, der selbst bis zur Tür hochgeklettert ist. Zusammen mit diesen Männern dringt er in das Flammenmeer ein, aber der Priester ist nirgendwo zu finden. Unsicher tasten sich die Männer weiter. Plötzlich stolpert einer über irgend etwas: Bei näherem Zusehen erkennt er den Geistlichen an seinem schwarzen Anzug. Dieser ist zum Teil schon versengt und verkohlt. Neben dem Geistlichen liegt — ebenfalls zusammengebrochen — ein Gefangener. Mühsam gelingt es den Feuerwehrleuten, beide nach draußen zu schleppen. Der Gefangene ist tot, O'Brien lebt noch, aber er hat schwere Verbrennungen erlitten. Man liefert ihn sofort in ein Krankenhaus ein . . .

*

Drei Jahre später. Die Brandschäden im Zuchthaus von Ohio sind soweit wieder hergestellt. Aber nicht wieder hergestellt ist Father O'Brien. Über 100 Gefangene hatte er über die Feuerleiter vor dem Feuertode gerettet, ohne sich selbst zu schonen. Drei Jahre aber mußte er selbst schwer an den Nachwirkungen der Verletzungen tragen, die er sich in Block C zugezogen hatte. Drei Jahre lang hatten sich jeden Tag alle Gefangenen nach "ihrem Father" erkundigt. Der Bescheid, der ihnen diesmal gegeben wurde, lautete kurz: "Father O'Brien ist seinen Verletzungen erlegen!"

In der Zuchthauskapelle wurde O'Brien aufgebahrt. In der gleichen Kapelle also, in der er am ersten Sonntagmorgen nach seinem Amtsantritt als Anstaltsgeistlicher so allein und einsam gewesen war. Keiner der Gefangenen war damals gekommen. "Sie wollen nichts von Ihnen und von Gott wissen", hatte der Zuchthausverwalter gesagt.

Diesmal kamen alle. Aber der, den sie jetzt so vieles zu fragen gehabt hätten, war tot. –

Ich finde nicht das „Ja" zu Deiner Frage,
Ich seh' nicht meines Ringens letzten Sinn,
Und müde ist mein Herz in allem Streite,
Weil ich nicht mehr bei Dir geborgen bin.
Aus Deinen Zweigen ist mein Nest gefallen,
Der Sturm hat es auf finstern Pfad verweht'
Und wie ein Vogeljunges nach der Mutter
Nach Dir nur meiner Seele Rufen fleht.
Herr, berge mich bei Dir in Deinem Frieden
Und senk mein Herz in Deine tiefe Ruh;
Denn Du allein bist Antwort aller Frage,
Und meines Lebens Sinn, o Herr, allein bist Du!

Du hast vielleicht schon einmal auf alten Bildern St. Hieronymus in der Wüste knien sehen, wie er, mit einem Stein in der Hand, schütternd an die Brust schlägt. Es ist ein Schlag, kein zierliches Getue. Was bedeutet es, wenn der Mensch an seine Brust schlägt? Der Schlag soll wider die Pforten unserer inneren Welt fahren und sie durchschüttern. . . Die Stimme Gottes ruft: Wach auf! Besinne dich! Tu Buße . . . ! Und der Mensch weckt sich auf. Er rüttelt die innere Welt wach, damit sie Gottes Ruf vernehme. Er stellt sich auf Gottes Seite und straft sich selbst. Besinnung also, Reue, Sinneswendung liegt in dieser Geste.

Nach Romano Guardini

Gott rettet den Menschen

Berliner Katholikentag 1952

von Dr. Maria Schüter-Hermkes

Um diesen Satz — Gott rettet den Menschen — in seiner gewaltigen, in seiner überwältigenden Wahrheit besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf den Ort des Menschen im Weltall.

Vor einer unvorstellbar langen Zeit hat Gott das Weltall geschaffen. In vielen Planetensystemen, deren Sonnen zum Teil 10 000mal so hell sind wie unsere Sonne, bewegen sich Milliarden von Sternen. Unsere Erde ist im Verhältnis zum All kleiner als das kleinste Sandkorn. Ihr Alter wird auf etwa drei Milliarden Jahre geschätzt. Seit etwa 600 000 Jahren leben Menschen auf ihr, von deren Geschichte wir seit 6000 bis 7000 Jahren wissen. Auf diesem Sandkörnchen im All leben zur Zeit 2¼ Milliarden Menschen.

Da muß man wirklich mit dem Psalmisten ausrufen: „Was ist der Mensch, daß seiner du gedenkest?" Du, o Gott! Dieses gebrechlichen, hinfälligen Wesens, voll der Bedrängnis, eingespannt für eine kurze Zeit zwischen Geburt und Tod. Dieser Auswurf des Weltalls — so hat ein großer Mensch, Pascal, den Menschen genannt — hat vor einigen Generationen erklärt, daß es keinen Gott gäbe. Im Bereich des Christentums, nicht etwa bei Heiden oder Mohammedanern, ist das verkündet worden. Ein Schlachtruf! Ein Triumphgesang! Das war im 19. Jahrhundert. Im 20. Jahrhundert jubelt der Mensch nicht, noch trauert er, daß es keinen Gott gibt. Es ist ihm selbstverständlich und gleichgültig. Ein über den Erdball verbreitetes Geschlecht, das gegenüber Sein oder Nichtsein eines höheren Wesens gleichgültig gewesen wäre, das Gott einfach vergessen hätte, hat es bis auf unsere Generation nicht gegeben. Mit der Todeserklärung Gottes hat der Todeskampf des Menschen begonnen. Es ist ein lapidarer Erfahrungssatz: Der Mensch kann nicht Mensch sein ohne Gott. Wo Gott verlassen wird, da ist der Mensch kein Geheimnis mehr, sondern ein Nutzungswert, ein Leistungswert, Arbeitsmaterial, und wenn er krank ist, Krankenmaterial. Statt Gemeinde und Gemeinschaft ein von leiblichen Bedürfnissen, von Geld und Machthunger, von Fanatismus und Fatalismus besessener Haufen graue Masse.

Ja, der Mensch ist in Todesgefahr. Er ist in Gefahr, seine Gottfähigkeit zu verlieren. Sich dagegen auflehnend, aus der Tiefe seiner Verlorenheit, zu Gott zu rufen, hat er nach dem Übermenschen gerufen, und es meldet sich Satan, den der hl. Paulus den „Gott dieser Weltzeit" genannt hat. „Satan", sagt die Heilige Schrift, „wohnt gern in den Ruinen." Er ist eingezogen in die Ruinen des Menschenwesens; er fühlt sich wohl beim Verwesungsleuchten der Zerstörung, bei Atombomben, Gaskammern, Stacheldrähten. Er, der Vater der Lüge, fühlt sich wohl bei Lüge, Heuchelei, Verrat, Haß. Aber ist der Böse, sein Produkt — die Sünde — eingeschlossen, nicht ein Protest gegen die ihm entgegenstehende Macht und somit ein Zeugnis für sie? Ein unwiderlegbares, weil ganz freiwillig! Und ist es nicht erstaunlich und eigentlich wunderbar, daß im Reich des Fürsten dieses Kosmos das Gute dennoch da ist und sogar eine Macht ist? Unfreiwilliges Zeugnis von der Wirklichkeit Gottes gibt auch der Gottesleugner. Albert Camus läßt seinen Helden in einem der meistgelesenen Romane des letzten Jahrzehnts sagen: „Kann man ein Heiliger sein ohne Gott?" Das ist das einzige konkrete Problem, das ich heute kenne. Diese mit solcher Dringlichkeit aus dem Mund eines Gottlosen gestellte Frage, erschüttert sie uns nicht, die wir uns Christen nennen und doch vieles andere für wichtiger halten als das Heiligwerden? Liegt hinter dieser Frage die Ahnung, daß nur der Heilige Mensch im Vollsinn ist, daß nur Heiligkeit den Menschen retten kann?

Gott rettet den Menschen durch Seine Gnade. Der Mensch antwortet, indem er Gott liebt. Er soll Gott lieben mit seinem ganzen Sein und den Mitmenschen soll er lieben wie sich selbst. Mass alles Guten ist die Liebe, Mass alles Bösen ist die Lieblosigkeit. Die Liebe zum Bruder ist Masstab der Liebe zum Vater.

Ich rühre damit an eine Wunde am Leibe der Christenheit. Glauben wir, die wir uns Christen nennen, wirklich an Gott? Nach einer Schätzung des großen französischen Katholiken Jacques Maritain glauben im christlichen Bereich 90 Prozent nicht an Gott. Unter den unbewußten Gottlosen, die leben und sterben, als gäbe es keinen Gott, sind ohne Zweifel viele Getaufte und Gefirmte. Ihr Herz ist beim Geldverdienen und beim Genuß. Tag für Tag, in der Familie, im Betrieb, beim Sport vergessen sie einfachhin, daß es einen Gott gibt. Wer anders aber als der Christ ist verantwortlich für die Gleichgültigkeit, die Ab-

neigung, den Haß gegen Gott und Christus? Der Christ steht ja den Ungläubigen nicht nur in der Rolle dessen gegenüber, der die Wahrheit hat, sondern vor allem als Schuldiger, der die Wahrheit nicht getan hat und also sie verraten hat. Ja wer weiß, ob dieser oder jener nicht deswegen gottlos geworden oder geblieben ist, weil ich, der neben ihm am Fließband arbeitet oder Tür an Tür mit ihm wohnt, nicht so geglaubt habe, daß er etwas gespürt hat von der Wirklichkeit über alle Wirklichkeiten. Fragende, hoffende, verzweifelnde Augen sind auf uns gerichtet. Suchen sie eine der acht Seligkeiten der Bergpredigt in unserem Gesicht? Ein großer Denker, der bei den Christen seiner zeit den Abglanz von der Herrlichkeit und der Macht Gottes schmerzlich vermißte, hat seiner Enttäuschung in dem Ruf Ausdruck gegeben: „O diese Erlösten! Sie sind ja gar nicht erlöst." Diese Enttäuschung hat ihn zu der Erklärung geführt: „Gott ist tot!"

Heute ist die Stunde des Glaubens. Auch der Unglaube ist ein Glaube. Die Frage über alle Politik und alle Diplomatie hinaus ist: wer hat den stärkeren Glauben? Diejenigen, die an die Erlösung durch den Gottmenschen glauben oder diejenigen, die an die Selbsterlösung glauben? Wer lebt seinen Glauben überzeugender, hinreißender unbedingter, furchtloser, hoffnungsvoller, liebevoller? Vielleicht müssen noch mehr bürgerliche Sicherungen wegfallen, vielleicht muß es noch gefahrvoller werden, Christus zu bekennen, ja eine Torheit, eine Schande, ein Brandmal muß es werden, damit die Entscheidung für ihn klar wird. Die Erfahrung der Preisgegebenheit, der Ohnmacht, der Nichtigkeit des Menschen ist ein Schlüssel zum Glauben. Es geschieht nicht selten, daß der scheinbar Gottlose durchstößt durch Angst, Verzweiflung, Wesenlosigkeit in das Geheimnis des Menschseins. Dann kann die Stunde kommen, da er, erschüttert von der Kälte und der Verlassenheit seines Nichts, nach Gott zu fragen wagt, und zaghaft faltet er zum erstenmal die Hände. Gott aber wendet denen sein Angesicht zu, die ihn suchen. Der Nihilist ist oft Gott näher als Millionen sogenannter Christen, die sich für gerecht halten, die der Buße nicht zu bedürfen glauben, die vergessen, daß vor Gott alle Sünder sind, und daß alles Gnade ist.

Ja, gibt es überhaupt Gottlose? Ist der wirklich gottlos, der von Gott geliebt, g e l i e b t wird? Ist der gottlos, in dessen Antlitz der Vater die Züge seines Sohnes sieht? Ist der gottlos, für den der Gottmensch gestorben ist? Suchen nicht viele von denen, die wir Ungläu-

bige nennen, den Weg, den wir ihnen nicht zeigen? Sind nicht viele von ihnen in ihrer ehrlichen und uneigennützigen Bemühung, das Los des Arbeiters, des Familienvaters, der Familienmutter zu erleichtern und den Menschen Gutes zu tun, in ihrer Bemühung um Liebe und Gerechtigkeit Gott viel näher als die, die mit den Lippen sagen: Gott, Gott, und die die Brüder und Schwestern in den Baracken verkommen lassen? Enthüllen wir doch den Altar des unbekannten Gottes! So, wie der hl. Paulus ihn einst auf dem Areopag von Athen enthüllt hat: „Was ihr, ohne es zu wissen, anbetet, ist der Gott, der nahe ist einem jeden von uns, auch euch, die ihr noch nicht glaubt, der Gott, in dem wir alle, Gläubige und Ungläubige, leben uns bewegen und sind, der Gott, von dessen Art wir alle sind, und ohne den es keine Freiheit, keine Würde und keine Rechte des Menschen gibt."

Christliches Leben ist die Bewegung des Menschen auf Gott hin. Diesen Gott dürfen wir durch Christum unseren Herrn und Bruder nennen und wir wagen zu sprechen: Vater unser . . . Vor den Himmeln, die die Ehre des Ewigen rühmen, vor den Ozeanen und Bergen, in den Steinwüsten der Städte, auf dieser armseligen und doch so geliebten Erde, dürfen wir sagen: Das alles gehört unserem Vater! Wir sind ja seine Kinder und Erben, Söhne und Töchter, nicht der Magd, nämlich der anderen Religionen, der buddhistischen, der hinduistischen, der islamischen Religion, die auch alle Gott dienen, die aber den Gottmenschen nicht kennen. Wir sind echte Erben, Söhne und Töchter der Herrin Kirche, der Mutter Kirche. Ja, wir s i n d die Kirche. Wir sind Glieder am mystischen Leib des Herrn. Ein Denker, der auf weiten Wegen in die Kirche gekommen ist, hat gesagt: „Die Menschheit hat heute nur die Wahl zwischen dem Ameisenhaufen und dem corpus Christi mysticum." Wir können unser Menschsein abwerfen wie ein altes Kleid, oder wir können den neuen Menschen anziehen, Jesus Christus: wir dürfen beten zu Gott, der die Würde der menschlichen Natur wunderbar gegründet und sie noch wunderbarer wiederhergestellt hat, daß er uns teilnehmen lasse an der Gottheit dessen, der sich gewürdigt hat, an unserem Menschsein teilzunehmen — und unser Gebet wird erhört. Am Rande des Kraters, der uns verschlingen will, die wunden Füße auf brennender Lava, ruhen unsere Hände doch in Gottes Händen.

Gott rettet den Menschen durch seine Gnade. Der Mensch antwortet, indem er Gott liebt. Er soll Gott lieben mit seinem ganzen Sein und den Mitmenschen soll er lieben wie sich selbst. Das ist das Gebot aller Gebote. Das ist die Rettung des Menschen, die Liebe. Maß alles Guten ist die Liebe, Maß alles Bösen ist die Lieblosigkeit. Lieblosigkeit ist die Sünde der Sünden. „Wer aus wirklicher Liebe zu einem Geschöpf eine große Sünde begeht, ist der Vergebung unendlich näher, als wer in Lieblosigkeit eine kleine Sünde begeht." Die Liebe zum Bruder ist der Maßstab der Liebe zum Vater. Was auf jeden Fall übewunden werden muß, ist die Bindung an das eigene Ich. Der Tag kommt, an dem es furchtbar für uns sein wird, meine Schwestern und Brüder, daß wir die Nackten nicht bekleidet, daß wir die Hungrigen nicht gesättigt, die Gefangenen nicht befreit, die Vertriebenen nicht aufgenommen und immer wieder das Ärgernis eines verhärteten Herzens gegeben haben. Wir Christen. Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Denen aber, die Liebe an uns geübt haben, oft ohne Christen zu sein, die uns, die politischen Feinde von gestern, bekleideten und ernährten, ohne uns zu kennen, ohne darum gebeten worden zu sein, die den Mut hatten, uns im Gefängnis zu besuchen und die Menschen im KZ waren und das letzte harte Stück Brot mit uns geteilt haben, wird der Herr an dem Tage sagen: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters. Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan."

Noch aber ist die Stunde des Heils. Noch aber steht das Kreuz über uns. Das Kreuz des Heils, das Heil des Kreuzes. Nur auf Bildern leuchtet Goldgrund hinter dem Heiligen als Symbol ihrer Gottseligkeit. Der Hintergrund ihres irdischen Lebens, wie der jedes christlichen Lebens, ist das Kreuz. Ja, über jedem menschlichen Leben steht es. Vom Kreuz aus will ja der Gottmensch alle und alles an sich ziehen. Auch über Berlin, dem Brückenkopf der abendländischen Christenheit, steht unsichtbar, doch für das innere Auge unübersehbar, das Kreuz. Die göttliche Allmacht verbirgt sich in der Ohnmacht des Kreuzes. Also gibt es keine größere rettende Macht, als das Leiden. Hinter der Gewalt der Menschen aber verbirgt sich die Ohnmacht. Nichts vermögen gegen den erlösten Menschen diejenigen, die nur den Leib einsperren und foltern und töten können. Dessen sind Zeugen die Bekenner und Martyrer. Kein Jahrhundert hat in der Geschichte der Kirche so viele Bekenner und Martyrer hervorgebracht, in dem Gott seine Wirklichkeit, seine Verbundenheit mit dem Menschen, seine Treue gegenüber dem Menschen durch eine besonders zahlreiche Gemeinde der Heiligen bezeugt. Die Heiligen geben ihrerseits Zeugnis für den Menschen, für seine unabdingbare Freiheit und Würde. Um weniger Gerechten willen hat Gott Sodoma und Gomorrha, die der Gottlosigkeit und der Unmenschlichkeit verfallenen Städte, gerettet. Um der Heiligen willen wird Gott den Menschen unseres Jahrhunderts retten. –

Es ist nicht notwendig, daß du der Menschen Knecht, wohl aber, daß du der Menschen Helfer bist. Je mehr du anderen von deiner helfenden Liebe gibst, desto größer wird das Königreich deiner Güte und Kraft: denn wer gibt, ist König.

Beda Naegele

Aus der katholische Welt

Die „Mutterdiözese" der Kirche, Rom, leidet unter einem großen Mangel an Priestern und Priesterberufen. Aus einem im Bulletin des römischen Klerus veröffentlichen Bericht geht hervor, daß von 120 Klerikern, die in den größeren Seminarien Roms studieren, nur 40 zur Diözese Rom gehören. Der Bericht hebt hervor,daß — während die Zahl der Priester abnimmt — die Pfarreien immer stärker wachsen.

Der deutsche Botschafter beim Hl. Stuhl, Dr. Rudolf Strachwitz, gab am 9. Juli einen Begrüßungsempfang für die Kardinäle und hohe Persönlichkeiten des Vatikans sowie für die Diplomaten und die in Rom anwesenden deutschen Geistlichen und Ordensleute.

Allen Geistlichen in Polen wurde jetzt durch ein Dekret der Konzilskongregation verboten, in irgendeiner Weise bei der Pax-Gruppe publizistisch mitzuarbeiten oder Bücher in Pax-Verlagen zu veröffentlichen.

Verhandlungen oder Abmachungen zwischen der katholischen Kirche und dem Kadar-Regime in Ungarn hat der „Osservatore" scharf dementiert. Gleichzeitig hat er darauf hingewiesen ,daß derartige Verhandlungen oder Abkommen zur Regelung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche ausschließlich zum Kompetenzbereich des Hl. Stuhles gehören und nicht von Bischöfen eines Landes geführt oder geschlossen werden können.

Der erste Staatsvertrag zwischen Argentinien und dem Vatikan seit der Unabhängigkeitserklärung des Landes wurde jetzt geschlossen: das Abkommen „über die religiöse Betreuung der argentinischen Streitkräfte und ihre Jurisdiktion". In politischen Kreisen begrüßt man den Abschluß dieses Abkommens als den ersten positiven Schritt auf dem Weg zum längst fälligen Konkordat zwischen Argentinien und dem Hl. Stuhl.

Gegen die Politik der Rassentrennung („Apartheid") haben sich erneut die 25 katholischen Bischöfe der Südafrikanischen Union in einer gemeinsamen Erklärung gewandt und vor den damit verbundenen Zukunftsgefahren gewarnt.

Die Vatikanische Sternwarte in Castel-Gandolfo prüft zur Zeit die Wirkungen der letzten auf der Oberfläche der Sonne festgestellten Explosionen und magnetischen Unwetter.Der Direktor der Vatikanischen Sternwarte, Pater O'Connell SJ, und seine Mitarbeiter befinden sich ununterbrochen am Teleskop und haben bereits zahlreiche Photographien von den Sonnenexplosionen aufgenommen. Die dabei gemachten Feststellungen werden der Zentralstelle des Geophysikalischen Jahres übermittlet.

Als hoffnungsvollen Schritt zur Einigung Europas bezeichnete Papst Pius XII. den Abschluß der Verträge zur Gründung der europäischen Wirtschafts- und Atomgemeinschaft. Er empfing in der „Aula Regia" des Vatikans 600 Teilnehmer des in Rom tagenden Europäischen Parlamentarierkongresses. Unter den Audienzteilnehmern waren der ehemalige französische Außenminister Robert Schuman, Botschafter a. D. François Poncet sowie der deutsche Bundestagsabgeordnete Kurt Georg Kiesinger. Der Papst betonte in seiner Ansprache das große Interesse, das er an der Einigung Europas nehme.

Die internationale Verpflichtung der Katholiken betonte Papst Pius XII. in einem Schreiben an die Soziale Woche Spaniens, die in Pamplona unter dem Leitgedanken „Die Internationale Gemeinschaft" durchgeführt wurde. Der Papst unterstrich die Notwendigkeit, den zwischenstaatlichen Beziehungen eine moralische Grundlage zu geben. Es handele sich hier um mehr, um Tieferes als einfache Beziehungen, die sich aus zufälligen Begebenheiten, aus reinen Nützlichkeitserwägungen oder Machtverhältnissen ergeben.

Das norwegische Volk hat bis zum Februar des Jahres für die ungarischen Flüchtlinge 8 Millionen Mark aufgebracht. Norwegen zählt rund 3 Millinonen Einwohner.

Bei Krawallen in Liegnitz (Niederschlesien) wurde ein katholischer Geistlicher ermordet. Die Bevölkerung demonstrierte vor dem Hauptquartier der Sowjetbesatzungstruppen in Schlesien.

Papstgebet für die Kirche des Schweigens. – Papst Pius XII. hat ein neues Gebet für die Kirche des Schweigens verfaßt, das jetzt veröffentlicht worden ist. In dem Gebet wird Gott angerufen, die Brüder der Kirche des Schweigens zu stärken, daß sie in ihrem Kampf nicht nachgeben und in ihrem Glauben nicht schwankend werden und daß ihr Beispiel der ganzen Kirche als Vorbild diene. Gott möge gewähren, heißt es in dem Gebet, daß die Tage der Prüfung abgekürzt werden und bald alle Gott in Freiheit dienen können.

Weihwasser statt Sekt bei einer Sshiffstaufe. – Mit Weihwasser statt mit Sekt wurde erstmals in Hamburg ein 600 Bruttoregistertonnen großer Fischdampfer vor dem Stapellauf auf den Namen „Taldir" getauft. Es handelt sich um einen für eine französische Reederei erbauten Motortrawler. Die Taufe wurde auf Wunsch der Reederei mit Weihwasser durchgeführt. Sie bedeutet den Bruch einer jahrhundertealten Tradition, die vorschreibt, daß jedes Schiff vor dem Stapellauf durch Zerschellen einer Sektflasche am Bug getauft wird. Die offizielle kirchliche Schiffssegnung der „Taldir" erfolgt erst kurz vor der Indienststellung im Oktober.

Tokio die größte Stadt der Welt. – Die japanische Hauptstadt Tokio hat in diesem Jahre London an Einwohnerzahl überflügelt und ist damit zur größten Stadt der Welt geworden. Nach den jüngsten Feststellungen zählt Tokio zur Zeit rund achteinhalb Millionen Einwohner. Die Stadt wächst jährlich um rund 200 000 Seelen. Im gleichen Maße wachsen aber auch die wirtschaftlichen, sozialen, moralischen und religiösen Schwierigkeiten.

Das liturgische Wort im Gottesdienst

IV

Der Lehrgottesdienst: Gott spricht zu uns

Das Wort Gottes ist durch die Epistel in unser Herz gedrungen. Gleichsam als Antwort der betrachtenden Seele folgen darauf die Zwischengesänge. Schon im Gottesdienst der Synagoge war der Wechsel von Lesung und Psalmengesang gebräuchlich. Diese Gewohnheit wurde von den Christen beibehalten. So folgte nach der Epistel ein ganzer Psalm, der in responsorischer Form vorgetragen wurde. Das geschah in der Weise, daß ein geschulter Sänger einen fortlaufenden Text sang, dem das Volk nach jedem Abschnitt mit einem gleichbleibenden Vers, dem Kehrvers — Responsum genannt — antwortete. Diese Sangesweise war bis ins vierte Jahrhundert wegen ihrer Einfachheit sehr beliebt. Es war ja nur ein Sänger erforderlich und das Volk benötigte keinerlei Texte zum Singen. Das ist die älteste Form christlicher Kirchenmusik. Wie beim Introitus blieb seit dem 5. Jahrhundert vom ganzen Psalm nur noch der Kehrvers und ein einziger Vers des Psalmes übrig. Der Zwischengesang wurde Graduale genannt, weil der Sänger ihn auf den Stufen (= gradus) des Ambo zu singen pflegte. Die älteste Bezeichnung „Responsum" hat das neue vatikanische Choralbuch wieder übernommen.

Als Echo auf das gehörte Gotteswort ist der Inhalt des Graduale bald ein flehendes Bittgebet, bald vertrauensvoller Ausdruck göttlicher Hilfe, bald auch ein inniges Dankgebet oder ein freudiger Jubelruf.

Zu den Zeiten, da in der Vormesse noch drei Lesungen vorgetragen wurden, sang man in den östlichen Liturgien auch nach der zweiten Lesung einen Psalm in responsorischer Weise; in der römischen Messe wurde dieser zweite Psalm ersetzt durch das Alleluja. Nachdem dann die zweite Lesung weggefallen war, wollte man doch auf das liebgewonnene Alleluja nicht verzichten. So schließt sich also bei uns dieser Jubelgesang direkt an das Graduale an. Wiederum war es Gregor der Große, der das Alleluja in allen Messen aufnahm, ausgenommen an Tagen mit Bußcharakter. Gregor hat dem Alleluja noch einen Vers eingefügt. Dies wohl, um die lang ausgesponnenen Melodien des Alleluja leichter im Gedächtnis zu behalten. Der responsorische Charakter des Alleluja ist heute noch deutlich zu erkennen und uns allen von der Gemeinschaftsmesse her geläufig. Seit dem Mittelalter wird in der österlichen Zeit das sogenannte „Große Alleluja" gesungen: An Stelle des Graduale werden zwei Alleluja mit je einem Vers genommen. Musikalisch stammen diese Gesänge aus der höchsten Blütezeit des Chorals; sie sind der vollkommenste Ausdruck tiefer seelischer Freude.

Das Alleluja bezieht sich nicht mehr auf die Epistel, es drückt vielmehr die innere Freude der Gotteskinder aus, die sich bereiten die frohe Botschaft des Evangeliums zu hören. Das hebräische Wort Alleluja heißt „Lobet Gott!" Es ist gleichsam der feierliche Begrüßungschor, mit dem wir den Einzug des Christkönigs im Evangelium erwarten.

In der Zeit von Septuagesima bis Ostern und an einigen Tagen, die Bußcharakter tragen, sowie beim Requiem unterbleibt das jubelnde Alleluja und an seine Stelle tritt der Traktus. Er besteht in einem Psalm, der nicht responsorisch, sondern in einem Zuge (= tractim) gesungen wird. Wahrscheinlich haben wir in ihm den nach der zweiten Lesung vorgetragenen Psalm vor uns.

Die den nordischen Völkern ungewohnten, lang dahinwogenden Melodien auf dem letzten Vokal des Alleluja führten bei uns zu einer neuen Art liturgischen Singens, zur Sequenz. Sie ist, wie ihr Name schon sagt (sequentia–Fortsetzung), ein Fortklingen der seelischen Stimmung. Seit dem 9. Jahrhundert wurden solchen Notengruppen eigene Texte unterlegt, die den Namen Sequenz erhielten. Es gibt deren mehrere Tausend. Die ersten derartigen Dichtungen finden wir in der Normandie; der Vater der Sequenz aber war ein Mönch von St. Gallen, Notgar Balbulus (gest. 912). Im heutigen Meßbuch finden wir nur mehr fünf Sequenzen. Zu Ostern: „Victimae paschali Weihet dem Osterlamme Lobgesänge, ihr Christen." Ihr Verfasser ist Wipo (gest. etwa um 1048), Hofkaplan Kaiser Konrads II. Zu Pfingsten: „Veni Sancte Spiritus — Komm, o Geist der Heiligkeit" von Stephan Langton, Erzbischof von Canterbury (gest. 1228). Zu Fronleichnam: „Lauda Sion — Deinen Heiland, Sion, preise" vom heiligen Thomas von Aquin (gest. 1274). An Muttergottesfesten: „Stabat Mater —Christi Mutter stand mit Schmerzen", neuerdings dem heiligen Bonaventura zugeschrieben (gest. 1274). Beim Gottesdienst zur Beerdigung: „Dies irae — Tag des Zornes", dem Theologen Thomas von Celano zugeschrieben (gest. 1255).

Aus diesen im Volke sehr beliebten Sequenzen entwickelte sich das deutsche Kirchenlied. Die Dramatik der Sequenzen gab auch den Anstoß zu den späteren Mysterienspielen. –

Das ist der berühmte
und heilige Tag,
der erste der Tage,
ihr König und Herr,
das Fest der Feste,
die Feier der Feiern,
da Christus wir feiern.
Aus der griechischen
Osterliturgie

Tod, wo ist dein Sieg

Die schwarze Heilige von Bologna — Seit 500 Jahren unverwest

von Luitpold A. Dorn

Vor einem Jahr habe ich die schwarze Heilige von Bologna besucht. Es war gar nicht leicht ihren Thronsaal zu finden, liegt er doch ganz versteckt und unscheinbar in einer engen Straße.

Auf einem großen Platz im Zentrum der Stadt habe ich einen Polizisten gefragt. Sorgfältig und eingehend — freundlich, wie alle italienischen Polizisten — beschrieb er mir den Weg zum Heiligtum. Aber nach und nach hatte ich im Gewirr der Straßen die Orientierung verloren. Da stand plötzlich ein kleiner Junge vor mir. Geschäftig erklärte er mir, auf ein Gebäude in einem der Straßenzüge zeigend, da drinnen sei die Heilige — la santa.

Ja, da stand ich nun vor der Kirche der schwarzen heiligen Katharina von Bologna. Und ich war ein wenig enttäuscht. Eine prunkvolle Fassade hatte ich erwartet — und eine Ruine fast habe ich gefunden. Außen und innen Bombenschäden, heute noch, zwölf Jahre nach Kriegsende. Die armen Schwestern vom Klarissenkloster, das zur Kirche gehört, haben ja kein Geld, um das Gotteshaus renovieren zu lassen; es reicht kaum zum Lebensunterhalt. Das Hauptschiff ist notdürftig wieder als Gottesdienstraum hergerichtet worden. Ein trauriger und armseliger Anblick. Ein Klingelzeichen ruft dis Schwester herbei, die die Türe zum eigentlichen Heiligtum öffnet:

Welch eine Überraschung! Welch ein Anblick! Die Kirche armselig und fast ruinenhaft. Und hier —

Man steht in einem Thronsaal, einem goldglänzenden Thronsaal. Nicht die geringste Spur einer Beschädigung. Der Krieg ist an dem kleinen Heiligtum vorübergegangen. Wohlbehalten die Stukkaturen, die Deckengemälde — die ganze Pracht dieses einmaligen, seltsamen Thronsaales.

Ein Baldachin mit schweren roten Vorhängen. Darunter ein vergoldeter Sessel, und darauf sitzt — die Königin, möchte man sagen; die Königin im Ordensgewand; die Heilige, der man diesen Thronsaal errichtet hat. Eine hoheitsvolle Gestalt, schwarz wie Ebenholz. Die Augen halb geöffnet. Die Hände locker im Schoß liegend; in der einen das Kreuz, in der anderen ein Buch: Die heilige Katharina von Bologna, die schwarze Heilige, an der Gott ein dauerndes Wunder wirkt, ein Wunder ewiger Auferstehung und ewigen Lebens: Denn sie ist unverwest . . . —

Man kniet und schaut, und betet und schaut. Man kann es nicht fassen. Viele Gedanken ziehen auf. Merkwürdige Gefühle durchströmen einen: Da kniet man vor einer Heiligen. Ganz nah, kaum zwei Meter von ihr entfernt. Einer Heiligen, die unverwest ist. Einer Toten und doch Lebendigen. Einer schlichten Ordensfrau, einer armen Tochter der heiligen Klara in königlichem Prunk. Einem einfachen Menschen in göttlicher Glorie.

Ein junger Franziskaner, dem die Sorge um das Heiligtum und die Schwestern obliegt, erzählte mir die Lebensgeschichte der Heiligen: Katharina ist im Jahre 1413 in Bologna geboren, 1456 trat sie in das dortige Klarissenkloster ein, wurde später Äbtissin und starb im Rufe der Heiligkeit im Jahre 1463. Heilig gesprochen wurde sie im Jahre 1712.

Ohne Sarg hatte man sie nach ihrem Tode in aller Eile bestattet, so heißt es in dem Originalbericht einer Schwester. Hinterher aber schämten sich die armen Schwestern ob ihrer Ehrfurchtslosigkeit und sie wollten in aller Heimlichkeit die tote Äbtissin in einen Sarg legen. Sie öffneten ihr Grab wieder, fanden aber das Gesicht eingedrückt und von einem Spatenstich verletzt. Bis der einfache Sarg besorgt war, setzte man die Tote auf einen Stuhl — und da wollte sie plötzlich ihre sitzende Stellung nicht mehr aufgeben, ihre Gesichtszüge belebten sich wieder, die Wunde verheilte spurlos. Die Schwestern sahen das Wunder: Noch im Tode leitete die Äbtissin ihr Kloster. Und sie wagten lange Zeit nicht, eine neue Äbtissin zu wählen.

Zweihundertfünfzig Jahre nach ihrem Tode wurde die bescheidene Äbtissin Katharina von der Kirche heiliggesprochen. Und aus den Spenden vieler Pilger aus aller Welt errichtete man ihr einen Thronsaal. Einen goldenen Thronsaal für die schlichte Ordensfrau aus dem Klarissenkloster von Bologna, die zur großen Heiligen geworden war, zur schwarzen heiligen Katharina von Bologna.

Tag für Tag kommen noch heute, fast fünfhundert Jahre nach ihrem Tod, die Pilger aus nah und fern. Die Schwester weiß eine endlose Reihe von wunderbaren Heilungen zu berichten. Wunderheilungen, die von dieser schwarzen Heiligen ausgegangen sind, die nun seit fünfhundert Jahren dasitzt.

Bis vor wenigen Jahren konnte man die rechte Hand der Heiligen berühren. Sie ist weich und geschmeidig. Wie überhaupt der ganze Körper weich und geschmeidig ist, wie lebend. Keine Spur einer Mumifizierung, keine lederne, brüchige, eingetrocknete Haut. Sie ist nur nachgedunkelt im Laufe der Jahrhunderte, und die Heilige ist zur schwarzen Heiligen geworden. Heute ist sie mit einem Glaskasten umgeben, wie es die strengen Polizeivorschriften verlangen.

Ein Teil der Hinterlassenschaft der Heiligen findet sich in dem kleinen Thronsaal: Da sind Schriften aus ihrer Feder, die sie

als hervorragende Mystikerin und Seelenführerin auszeichnen. Auch als Künstlerin hat sie sich bewährt, ein Madonnenbild aus ihrer Hand beweist es. Ein besonders liebenswertes Stück aus ihrer Hinterlassenschaft aber ist ein kleines zierliches Musikinstrument, eine Art Mandoline. Mit dieser hat es eine eigenartige Bewandtnis: Als die Heilige auf dem Sterbebette lag und schon die letzte Ölung empfangen hatte, fing ihr Antlitz plötzlich zu leuchten an, sie wachte wie aus einem tiefen Schlafe auf, und verriet den Schwestern, die betend das Sterbelager umstanden, sie hätte eben die Geheimnisse des Himmels geschaut und eine wunderbare Melodie wahrgenommen. Sie bat, man möge ihr aus der Stadt eine Mandoline besorgen. Die Schwestern wunderten sich, denn ihre sterbende Äbtissin hatte niemals zuvor in ihrem Leben ein ähnliches Instrument in der Hand gehabt. Trotzdem kamen sie ihrem Wunsche nach. Und siehe, die Todkranke fing an zu spielen, eine wunderbare Melodie, und dazu sang sie immer wieder: „Und Deine Herrlichkeit wird in Dir geschaut." —

Ein dickes Buch zeigte mir die Schwester noch, als ich mich verabschieden wollte: Das Gästebuch der Heiligen. Tausende haben sich darin eingeschrieben, darunter viele bekannte Namen, und viele, die heute auch zu dem endlosen Chor der Heiligen unserer Kirche gehören, so etwa Don Bosco.

Ob ich mich nicht auch einschreiben wolle, fragte die Schwester. Ich meinte, mein Name würde sich nicht sonderlich ausmachen unter solch erlauchten Besuchern. Da schüttelte sie den Kopf und erklärte: Bei Gott gibt es keinen Unterschied des Namens und der Person. Da nahm ich den Stift und schrieb ins Buch: Ein Verehrer der schwarzen Heiligen von Bologna, einer, der nicht oft genug aus Deutschland kommen kann, um ihre Wunder zu bestaunen. –

Der Koffer

Der Dicke sitzt breitspurig im Eisenbahnabteil und freut sich über seinen schönen Fensterplatz. Er spielt mit der goldenen Uhrkette über dem Bäuchlein und sonnt sich am prallen Lederkoffer, der auf den zweiten Fensterplatz gestellt ist.

Da schiebt sich ein Fremder keuchend durch die Türe. „Ist hier alles besetzt?" — „Jawohl", trompetet der Dicke. „Ich meine, der Koffer da - - -." „Mein Freund ist eben ausgestiegen, um einen Brief einzuwerfen." Der Fremde ist enttäuscht.

Ein Schwall von Reisenden drängt sich nach und so entschließt sich der Fremde, kurzerhand den Lederkoffer zur Seite zu schieben und den Sitzplatz zu belegen. Der Dicke schwillt wie ein Truthahn auf und dröhnt:

Ich sagte doch schon, hier ist besetzt!"

Der Fremde läßt sich nicht erschüttern. Er wirft vielmehr einen suchenden Blick aus dem Fenster. Besorgt meint er: „Wenn sich Ihr Freund bloß nicht verspätet . . ." Der Dicke schweigt. In diesem Augenblick beginnt der Zug zu fahren.

„Komisch, daß Ihr Freund einfach seine Sachen im Stich läßt!", brummt der Fremde, und dann blitzt es in seinen Augen. Schon hat er den Lederkoffer gepackt und — schwups — zum Fenster hinausgeschleudert! Dann sagt er bloß: „Ihr Freund soll wenigstens seinen Koffer bei sich haben!"

Wie ein Gladiator ist der Dicke losgeprellt. Seine Hände fuchteln verzweifelt und er brüllt „Mensch, wie können Sie sich unterstehen, meinen Koffer zum Fenster hinauszuschmeißen?"

„Ihren Koffer? Nicht daß ich wüßte!" erwiderte der Fremde ernst. „Sie sagten doch selbst, der Koffer gehöre Ihrem Freunde. Mein Herr, Sie werden doch nicht — gelogen haben?" —

Wenn wir den Sinn des Christkönigsfestes verstehen wollen, müssen wir nach dem Sprachgebrauch der Heiligen Schrift von der antiken Idee des Königtums ausgehen. Es bedeutet absolute Herrschaft, höchste Machtvollkommenheit, die keiner Kontrolle unterworfen ist, deren Befehle keinen Widerspruch und deren Gerichte keine Berufung zulassen. Eine solche Herrschaft kommt Gott allein zu, aber die alten Könige wollten im Namen der Gottheit regieren.

Das ist die Idee der Königsherrschaft Gottes im Alten Testament, und wie Jesus sein öffentliches Leben beginnt, verkündet er das Reich Gottes, das ist die Königsherrschaft Gottes. Er verkündet nicht nur dieses Reich, er bringt es auch auf die Erde, „er ist selbst das Reich" (Origines). Dafür lebt und stirbt er und gründet seine Kirche als das irdische Organ und den besonderen Bereich der göttlichen Herrschaft. Er ist das Haupt der Kirche, die er mit seinen Gnaden und himmlischen Kräften erfüllt; durch seine Auferstehung und Himmelfahrt ist er der verherrlichte Erlöser geworden, dem Gott entsprechend seiner freiwilligen Selbsterniedrigung die Herrschaft gegeben hat, „daß im Namen Jesu sich beuge jedes Knie und daß jede Zunge bekenne: Jesus Christus ist der Herr" (Phil. 2,10 f.).

W. Grossouw: Das geistliche Leben

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Da hob der Bauer den Kopf und sah ihm voll in das Gesicht. Anselm erkannte sogleich, daß es der Vater war. Doch er erschrack nicht im mindesten. Im Gegenteil es kam ihm dies alles ganz selbstverständlich vor. Und jetzt wußte er auch, wer die anderen waren, die am Rande des Ackers saßen.

Er blickte den nächsten an, den übernächsten, die Reihe der Bauern. Sie hatten hohe, schmale, kantige Gesichter. Nicht, daß alle, wie sie dasaßen, völlig gleich gewesen wären, doch alle waren aus derselben Art. Ihre Augen waren hell, bei den meisten grau und scharf. Wie sie angestrengt nach ihm blickten, zogen sie die Brauen über der Stirn zusammen, daß dazwischen eine steile Falte entstand. Fast alle hatten diese Falte zwischen den Brauen. Auch die Nase war bei den meisten geschwungen, während der Mund recht schmal blieb, fast nur ein Strich, hart und scharf, wie mit dem Messer gezogen. Die Wangen waren schmal und eingefallen, das Kinn etwas zu lang und knochig. Dies gab ihrem Antlitz etwas Strenges, Unerbittliches. Es waren aber auch einige unter ihnen, die etwas milder aussahen. Dunkler war ihr Haar, das Kinn war weniger hart, der Mund leicht geöffnet. Doch dies wog nur gering, verglichen mit dem, was allen gemeinsam war.

„Ihr seid also die Fioller!" sagte Anselm ruhig.

Die Männer nickten bloß, als stünde es nicht dafür, wegen dieser Frage viel zu reden.

Gut, daß ich euch alle hier auf dem Grundacker beisammen habe", sagte Anselm und staunte über sich selbst, wie ruhig er dies sagte.

Wieder nickten die Männer.

„Ich wollte nämlich schon lange mit euch sprechen!" begann er.

Die Männer nickten wieder und schwiegen.

„So geht das nicht weiter", dachte Anselm bei sich, „vielleicht ist es doch besser, wenn ich zuerst das Korn auf den Acker säe!"

Er trat wieder auf den ersten der Männer zu, der noch immer die Hände fest über dem Sack geschlossen hielt.

„Nun muß ich das Korn nehmen!" sagte Anselm, dann versteht Ihr mich besser!" Er hatte schon die Handschaufel in der Rechten.

„Für wen willst du säen?" fragte der Vater wieder.

Anselm tat, als wäre diese Frage ganz überflüssig.

„Für mich, für dich, für uns alle!" rief er.

Doch der Vater verzog nur ein wenig das Gesicht, als hätte er etwas gehört, was er nicht glauben wollte. Anselm merkte genau, daß er ihn durchschaut hatte.

„Wenn du also bleiben willst, säst du dann noch für dich, für mich und für uns alle? Säst du dann nicht für die andern?" Anselm ärgerte sich, daß ihm schon wieder diese Frage im Wege stand. Er wollte doch den Grundacker bestellen, sonst nichts.

„Ihr habt doch selbst gesagt, Vater . . ."

Er unterbrach sich; denn der Vater hatte inzwischen den Sack dem Nächsten weitergegeben.

Anselm wandte sich an den nächsten.

„Gebt mir das Korn!" rief er entschlossen.

„Für wen willst du säen?"

„Fragt nicht", rief Anselm.

Doch der andere verstand itn wohl: „Wenn du gehst, warum willst du dann noch säen?" fragte er.

‚Da habt Ihr auch wieder recht", gab Anselm zu, „aber ich will ja bleiben. Und nun gebt mir endlich das Korn. Der Acker wartet!"

Doch der Sack war schon beim dritten.

„Für wen willst du säen?" fragte dieser.

„Ich habe es schon gesagt: Für mich, für dich, für euch alle."

„Wenn du bleibst, säst du aber für die andern!"

„Das habe ich schon gehört!" rief Anselm. Er spürte, wie ihm der Zorn in die Schläfen stieg. „Für die andern säe ich nicht, lieber gehe ich!" rief er.

„Wenn du gehst, warum willst du dann noch säen?"

Zum Teufel diese ganze Versammlung!. Aber noch einmal faßte er sich.

„Ihr da, ihr Fioller!" versuchte er es wieder, „ich wollte euch schon lange fragen. Ihr wißt ja, in welcher Lage ich bin. Ihr sollt mir raten . . ."

Die Männer hörten kaum auf ihn und schwiegen.

„So sagt mir doch, soll ich . . ."

Er brachte die Frage nicht über die Lippen, so furchtbar war dieses Schweigen. Er gab es auf und wandte sich mit einem tiefen Seufzer an den vierten, der seine Hände fest über dem Kornsack gefaltet hielt.

„Mein Korn!" rief Anselm.

Doch wieder die gleiche Frage: „Für wen säst du?"

Beim nächsten das gleiche, beim übernächsten. Es nahm kein Ende. Die Sonne stand schon über dem Schlern, und er hatte noch keine Handvoll Korn auf den Acker gebracht.

„Wenn du gehst . . ."

„Ich will ja bleiben!"

Er konnte den Sack nicht erreichen.

„Wenn du bleibst . . ."

„Nein, lieber gehe ich!"

Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er stöhnte, er wankte zum nächsten:

„Korn!" bettelte er.

Nichts! Nichts!

Da lag der Acker hungrig und wartete auf das Korn. Doch nichts, nichts!

Gab es einen größeren Frevel auf Gottes Erde als den, daß ein Bauer seinen Acker ohne Korn ließ, nur weil er eine bestimmte Frage nicht beantworten konnte?

„Was hast du denn, Anselm?" rief Trine an seiner Seite, „du stöhnst so schwer, als lägest du schon im Sterben!"

„Anselm!" Er schrak auf. Das Traumgesicht verschwand.

„Jesus, der Hof! Bin ich noch Bauer auf Fioll? Bin ich es noch?"

Trine sah ihm erschrocken in das Antlitz. Sie verstand seine Frage nicht.

Alles aber, was Gottes war, nicht aus dem Willen der Menschen, ging so ruhig und sicher seinen Weg, als wäre nichts in der Welt geschehen. Die Sonne stieg am Morgen über dem Langkofel auf und sank abends auf die weiten Flächen des Ritten nieder. Die Nacht kam mit ihren Sternen. Die Erde wurde wieder neu am Morgen. Ach, welcher Trost lag doch darin. Wie gut, daß es noch ein Festes, Unverrückbares gab, das Anselm in seiner Wirrnis die Richtung wies, etwas, woran er sein Tun messen konnte!

Sonntags nahm Anselm, wie es für den Bauern auf Fioll seit altersher Brauch war, beim Kirchgang den weiteren Weg über die Felder. An jedem Tage, die Woche lang, freute er sich auf diesen sonntäglichen Gang. Die Apfelbäume im Anger schlugen kräftig aus. Es schimmerte schon rot aus den Knospen. In der langen Wiese stand das Gras bürstendicht und fest. Die junge Saat auf dem Grundacker keimte stark. Vom oberen Ried aus konnte Anselm auch die Weinberge sehen, Arbeit hatte es genug gegeben in diesem Frühjahr. Doch es lohnte sich. Schön setzte das Laub an, die Reben griffen mächtig aus. Wenn die Sonne hielt, was sie versprach, gab es einen guten Wein in diesem Jahre.

Ja der Hergott war noch mit Fioll.

Doch in den Menschen — welcher Aufruhr, welche Verwirrung! Es war, als hätte eine dunkle, unsichtbare Kraft tief in die Jahrhunderte gegriffen und aufgewühlt, was an Freude und Schmerz, an Lust und Qual, an verbissener Zähigkeit und ungebärdigstem Willen jemals in den Herzen der Menschen aufgewacht war. Weggerissen waren die Hüllen, unverstellt lag alles: nackte Gier, eitle Selbstsucht und ungezügelter Haß. Und doch, auch tiefste Liebe, zu jedem Opfer bereit. Und alles dies mündete in die eine, die letzte, unentrinnbare Frage: bleiben oder gehen?

Es war das Furchtbarste, was jemals, seit Menschen in diesen Bergen lebten, über sie gekommen war. Es gab schlechte Jahre, gewiß, der Bauer trug sie. Der Hagel schlug ins Korn, die Sonne brannte die Wiesen aus, die Reben verdarben, der Sturm brach in den Wald. Krankheiten fielen über die Menschen. Seuchen liefen durch die Dörfer. Kriege kamen — doch was stand, blieb stehen, und Fioll blieb Fioll. Eine neue Saat in den Acker, Regen auf die Wiesen, Kraft in die Reben, Jungwuchs in den Wald — so kam alles wieder in die alte Ordnung. Seuchen und Krankheiten erloschen. Selbst der grimmigste Krieg ging einmal zu Ende. Bei jedem Unglück konnte der Bauer zufassen, konnte helfen, ordnen, bessern. Doch vor dieser furchtbaren Entscheidung brach alles nieder. Was half es, zu ernten, zu säen, was nützte es, rechtschaffen den Hof zu führen? Kein Ausweg, keine Hilfe! Umsonst, alles umsonst!

Anselm schritt über die Flur des Dorfes. Keine Menschen jetzt! Stand nicht in jedem Antlitz die gleiche bittere Qual? Was half es, andere zu fragen? Jede Frage brachte ihn nur noch tiefer in die Verzweiflung.

Da liefen junge Burschen herum und trugen eifrig lederne Aktentaschen unter dem Arm wie die Advokaten in der Stadt. Und von Hof zu Hof gingen sie und schrieben auf, jede Wiese, jeden Wald, jedes Stück Vieh. Der Fioller schüttelte nur den Kopf über soviel Eifer. Er hätte die jungen Burschen lieber auf den Feldern oder im Holz bei der Arbeit gesehen, aber es hieß, sie würden großartig bezahlt für das Herumlaufen von Hof zu Hof mit der Aktentasche unterm Arm. — Manchmal, wenn ihnen einer entgegensprach, wurden sie auch drohend. Jeder müsse wählen, hieß es, und nachher werde man schon sehen.

Und der einäugige Federale lachte. Ja, es ging alles gut und der Duce hat immer recht.

Aber die Höfe?

Höfe gibt es woanders auch. Noch viel bessere. So ein gutes Geschäft hatte man noch nie machen können.

Aber die Heimat?

Die Heimat ist überall, wo deutsch geredet wird, hieß es da wieder.

Der Fioller wußte nichts mehr, keinen Rat nirgends Hilfe. Es war, als ob der Teufel selbst in die Menschen gefahren wäre. Nichts galt mehr. Nichts.

Den Herren von der Kommission der Abwanderungsstelle ging er aus dem Wege. Was sie sagen würden, konnte er sich denken. Sie standen vor der Kirche, deren Besuch ihrer Ansicht nach

nur für Einfältige empfehlenswert war, und unterhielten sich. Nahmen, etwas hochmütig zwar und sich stets ihrer einmaligen Aufgabe bewußt, Anfragen, Besuche, Bitten und Grüße mit der erhobenen Rechten entgegen. Man spürte es, sie standen in direkter Verbindung mit den Allerhöchsten im Reich draußen, mit Männern, die Geschichte machten. Für Anselm war das alles zu hoch, außerdem waren unter diesen Doktoren und Advokaten, die von der Bozener Kommission gekommen waren, nur wenige, die in dem Lande geboren waren, für dessen Verwaisung sie sich einsetzten. Sie kamen im Auto und fuhren im Auto wieder davon. Die Burschen mit den Aktentaschen waren ihre geschäftigen Diener. Überall gründeten sie Ortsgruppen. Auch drüben überm Joch — in Gröden, in Abtei und wer weiß wo sonst noch. Es gab Versammlungen, je heimlicher sie aufgezogen waren. desto wichtiger wurden sie. So wenigstens taten sie, die Herren von der Kommission und ihre eifrigen Helfer. Geld war da. Und viel. Jeder bekam Geld und Versprechungen auf Vorschuß.

Anselm spuckte aus. Ihm ekelte vor dem allen.

Die dablieben, wo sie der Herrgott hingestellt hatte, die von Vaterzeiten her die Höfe betreut, den heimatlichen Bergboden, die gute Erde bisher gerodet und gepflegt hatten, sollten gehen, alles liegenlassen, Erinnerung, Arbeit, Haus, Stube, Kirche, Kindheit, Hergott, die Berge, den Wald, den Bach und den Himmel lassen. Anselm blieb stehen, er mußte schnaufen. Der kalte Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. Er mußte sich mit dem Sacktuch die kalten Tropfen von der Stirn wischen. Dieser Schweiß war ganz anders als derjenige, der von der Stirn troff, wenn er in der Mühe des Tages arbeitete mit Pflug oder Beil, Säge oder Sense, im Feld draußen. Die Erde von Fioll. Gut, er mußte sich bücken zu ihr, sich rackern in allen Wettern, allen Jahreszeiten, immer, sie grub ihm Falten ins Gesicht, zerriß seine Hände, wog schwer und naß, zäh und lehmig, aber ja, die gute, schenkte ihm das grüne Gras für das Vieh, das saftige Futter, sie gab die goldenen Ähren, die roten Früchte, die Trauben, den Wein und das Holz. Ja, die Erde von Fioll war treu und gut, sie lohnte die Arbeit des Bauern, aber sie schenkte ihm nichts. Und jetzt sollte er sie lassen, er wußte nicht einmal wem, und gehen.

„Nach Burgund kommen wir", sagten die einen, „nach der Krim", die anderen. „Oh, dort ist es schön", soll die Postwirtin in Gröden gesagt haben. Sie hat schon alles der Kommission übergeben und wartet nur noch auf die Abreise. Wütend spuckte der Fioller auf den Boden, zum zweitenmal.

Der Adlerwirt soll Zweifel bekommen haben. Er soll einige Herren von der Kommission auf die Seiseralm geführt haben und gesagt haben: „Das ist unsere Heimat. Könnt ihr uns etwas Gleiches geben?"

Was die Herren darauf gesagt haben, erfuhr niemand. Auch der Adlerwirt schwieg. Das war alles. Und der Verleger, der große in Kristein, auch. Der wollte alle die Heimarbeiter mitnehmen in die Spielzeugfabriken. Er war Unternehmer. Was kümmerte ihn der Begriff Heimat. Das Bankkonto, die Buchhaltung, das Magazin, die billigen Einkaufs- und Verkaufspreise interessierten ihn. Die Almen, der Frühling, das Rauschen der Wälder oder den leuchtenden Herbst hatte er noch nie vernommen und noch nie erfaßt. Er roch die Konjunktur. Und diese war groß, noch nie so groß gewesen wie jetzt. Er war fürs Gehen, und wer von ihm abhing, mußte also tun, was er tat.

Drüben in Antermoja blieb es still. Niemand sprach ein Wort über die ganze Frage. Die Kommission wurde kaum beachtet, sagten die Leute. Die Versammlungen wurden, ob noch so laut verkündet, nicht besucht. Anselm wußte das, da Aldian die Nachricht der Mutter gebracht hatte, die in diesen Tagen in besonderer Verbindung mit Siron und Antermoja blieb. Aldian ging und kam oft . . .

Anselm ging weiter. Wohin man blickte, was alles in Auflösung und verkrampfter Abwehr. Die Frage war so furchbar zweideutig und die Entscheidung angeblich dem einzelnen überlassen. Doch, fiel es Anselm nun wieder ein, warum wurden Leute, die laut ihre Meinung sagten, eingesperrt, wenn sie gegen die Herren der Kommission sprachen?

Warum wurde soviel von Volk und Blut und Boden geredet? War alles nur Trug und Schwindel, oder handelte es sich hier wirklich um Sein oder Nichtsein des Volkes in der Zukunft? Wer wußte die Wahrheit?

Anselm nahm den abgelegensten Weg der über den Wald hinauf zur Kirche führte.

„Was ist es", so dachte er, „daß mich in diese Entscheidung treibt? Die Welschen? Wohl hatten manche unter ihnen oft genug unverhohlen ihren Wunsch zum Ausdruck gebracht, die Südtiroler aus dem Lande ihrer Väter zu vertreiben. In Zeitungen und auf Versammlungen wurde der Gedanke oft und deutlich erötert. Ist es der Nachbar? Nein! Er steht, wie ich selbst, vor der gleichen bitteren Wahl. Ist es das Dorf, das Land? Nein! Das Land ist selbst, ohne es zu wollen, in diesen Zwiespalt hineingestoßen worden. Ist es das Volk, das große? Nein! Wie hätte es einem Menschen, der so selbstverständlich zu ihm gehörte, wie ein Baum zu seinem Walde gehört, einem Menschen des eigenen Blutes, der eigenen Art befehlen können: Gib auf, was du bist! Nein, niemals! Wie könnte es fordern: Verlasse das Land! Da es doch jahrhundertelang eines der besten, treuesten war?"

Welch dunkle, satanische Gewalt trieb ihn also in diese Zweifel? Welch ein Zeitalter rückte da herauf, das Menschen nahm wie Tiere, nein, schlimmer, übler noch; denn das Tier hat einen Raum, in dem es lebt, der Baum hat die Erde, die Pflanze Boden! Sache bloß, Ware wurde der Mensch, billige Ware, die man dahin, dorthin

schob, wie man sie eben brauchte, die man feilbot, die man kaufte, verhandelte . . .

Anselm blickte zurück. Da oben, hell in der Morgensonne, stand Fioll. Was war es noch? Ein Objekt, das man verhandelte, schätzte, vertauschte, das heute diesem, morgen jenem gehörte.

Die Glocken riefen.

Anselm suchte den Herrgott in dieser Stunde des Zweifels. Inbrünstig betete er: „Ist es Dein Wille, o Gott, daß ich Haus und Hof verlasse? Befiehlst Du: Gehe in die Fremde und suche dein Brot? Bist Du es, o Herr, der mir diese Prüfung auferlegt, so tue es kund mit einem Zeichen."

So betete Anselm, der Fioller.

Doch Gott blieb stumm.

Kein Wort! Kein Zeichen! —

Als Anselm vom Gottesdienst zurück auf den Hof kam, saß ein alter Bettler auf der Bank. Wirr hing ihm das Haar in die Stirn. Unstet flackerten die Augen. Die Suppe, die ihm Trine vorgesetzt hatte, schlug er aus. „Wein!" bettelte er.

Jetzt hob er dem Fioller das Glas entgegen.

„Sollst leben, Nachbar!"

Anselm hörte kaum hin, so tief war er in seinen Gedanken.

Da riß sich der Bettler den Rock vom Leibe, warf ihn hoch und fing ihn mit beiden Händen wieder.

„Willst wissen, wie tun, Fioller?" schrie er mit gellendem Lachen, „zähl es aus an den Knöpfen!"

Den Rock hielt er ihm grinsend entgegen und begann, Knopf für Knopf: „Bleib! Geh! Bleib! Geh! Bleib! Geh!"

„Geh!" schrie er ihm gellend lachend ins Gesicht: „Gehen sollst du, Fioller! Gehen!"

Anselm schüttelte der Ekel.

„Wie ich dich so anschaue, Fioller: alles an dir ist Stolz, alles ist Bauer. Du Narr! Weißt du nicht, wohin die Welt treibt? Gehen mußt du! Und gehst du — was bist du noch?"

Die Arme warf er in die Luft.

„Schau mich an! Mit mir wirst du gehen! Auf der gleichen Bank werden wir sitzen, du und ich und alle die andern. Die gleiche Frage werden wir alle tun: Was hast du gehabt? Alle, die da auf der grauen Elendsbank sitzen, alle haben etwas ‚gehabt'. Der eine dies, der andere das, ich den Mutzenhof, du Fioll. Was hilft es noch? Lauter ‚Gehabte' sitzen da, lauter Bettler. Wer ist arm? Wer ist noch reich? Es heißt: Vor Gott sind alle gleich!"

Er soff gierig den Rest aus und warf das Glas weit von sich.

Anselm packte die Wut. „Geh, Mutz!" stieß er hervor.

Der Bettler ging, doch er ging auf Anselm zu. „Verstehst du nicht, Fioller, wohin das treibt? Eine neue Gleichheit kommt in die Menschen, niemand kann es wehren, eine wilde Gleichheit."

Der Fioller ballte die Fäuste, der Atem flog: „Schau, daß du weiterfindest!"

Da taumelte der Mutz aus dem Hof.

Anselm sah ihm nach.

Welch ein Grauen!

Gott, mein Gott!

XXIII

Seit Agnes nicht mehr die Last des Hofes trug, sprangen die verschütteten Quellen des Blutes wieder auf. Siron, das Reich ihrer Kindheit, stand wieder vor ihren Augen.

Vor dem dunklen, düsteren Grunde, auf dem das Geschehen im Lande stand, hob sich das reine Glück ihrer Jugend heller ab denn je. Ihre Gedanken fanden leicht wie im Spiel wieder in jene Zeit zurück, da sie noch ganz dieser einsamen Welt jenseits der Berge gehört hatte.

Alles, was über Ladinien geschrieben worden war, las Agnes mit brennender Begierde. Wie viele Wissenschaftler hatten sich mit diesem kleinen Volk der Dolomiten befaßt! Vielleicht suchten sie dort, was sie in ihrem eigenen Volke nicht mehr finden konnten: jene ferne ursprüngliche Ruhe, jene unverbrauchte Grundnatur der Menschen, die in den großen Völkern längst verloren schien, weil zu vieles, zu Gewaltiges über sie hereingebrochen war und der Tag völlig ihre Kraft erforderte. Selbst jene bäuerlichen Schichten, die im deutschen wie im welschen Bereich Ladinien benachbart lagen, wurden so stark vom Schicksal ihres eigenen Volkes ergriffen, so tief und aufwühlend sprang das Geschehen der Zeit unter sie, daß jenes Letzte, Urtümliche, für das die Sprache kein Wort mehr hat, das nur der Ehrfürchtige ahnen kann, allmählich aus ihren Herzen schwand. Doch in den Hirten und Jägern, den armen Bauern und Bildschnitzern dieser Hochtäler war dieses eine noch lebendig. Durch das Mittel ihrer Sprache, die alt ist wie die Berge selbst, war ihnen vieles geblieben, was andern längst im lauten Getriebe der Zeit untergegangen war.

Doch wie bedrückte Agnes, daß das, was sie darüber las, nur in der Sprache der großen Nachbarvölker geschrieben war, deutsch das eine, italienisch das andere. Gewiß, verschieden sprachen die einzelnen Täler Ladiniens, vornehmlich Abtei und Ampezzo, Buchenstein, Fassa und Gröden. Schwer war es, ein Gemeinsames daraus zu bauen. Doch hatte sie nicht damals, als sie mit dem Vater in jenes ferne und doch so benachbarte Land gefahren war — „Engadina, terra fina!" —, in Zuoz, in Samaden Bücher in der Sprache der „Romantsch" gelesen? Warum ging Ladinien nicht den gleichen Weg?

Viel dachte Agnes darüber nach, doch die letzten Gedanken fielen stets auf sie selbst zurück. Gehörte sie noch zu jenem einsamen Volke drüben über den Jöchern? War sie nicht selbst längst ein Teil jenes großen Volkes geworden, in welchem sie als Bäuerin, als Frau, als Mutter lebte? Warum überfiel es sie trotzdem so eigen, wie ein freudiges Erschrecken, nein, mehr, wie ein demütiges Heimkehren, wenn sie irgendwo die Sprache ihrer Kindheit sprechen hörte? Und war es das ärmste Karnerweib, das, mit schlechtem Kram hausierend, auf den Hof kam — Agnes hatte nicht Fragen genug, um alles sich vom Herzen zu sprechen, was sie bewegte. Ja es schien ihr,

als könnte sie das letzte, tiefste Geheimnis des Lebens nur in dieser Sprache ausdrücken, so arm und dürftig sie auch dem Fremden erscheinen mochte. —

Agnes sah von ihrem Buche auf und horchte. Sie hörte Schritte auf der Stiege. Sie kannte den Schritt, kannte die Hand, die nun leise an die Tür klopfte.

„Willkommen! Arturo! Ihr kommt so selten!"

„Wer geht gerne über Land, Agnes, wenn ein Gewitter am Himmel steht?"

Agnes lächelte: „Seit wann fürchtet Ihr das Wetter, Arturo?"

„Das Wetter nicht, doch die Menschen im Gewitter. Es ist so arg, überall den gleichen Schmerz, die gleiche Hilflosigkeit und düstere Not zu sehen und nicht helfen zu können!"

Er legte ein schmales Buch, welches in rotes Leinen gebunden war, auf den Tisch.

„Dies bringe ich Euch, Signora Agnes."

Sie las die Aufschrift, die in klaren, schönen Lettern auf dem Umschlag stand: „Union Romantsch".

„Das Engadin ist uns weit voran. Es sollte uns Ladinern hier helfen."

„Dies ist der Sinn der ‚Union Romantsch'."

„Ich danke Euch, Doktor!"

Agnes schob ihm den Stuhl zurecht. Er saß nie gerne am Tisch, das wußte sie, sondern sprach lieber frei, den Menschen unmittelbar vor sich.

Er spannte die Hände um das Knie und nickte dankbar.

„Ich komme nicht weiter!" begann Agnes. „Ich stehe immer vor ein und derselben Frage wie vor einem unüberwindlichen Berg. Es ist, im Grunde genommen, die gleiche Frage, die in diesen Tagen überall durch das Land geht. Jeder hat sie im geheimen schon gedacht. Jedem steht sie auf der Stirn geschrieben, und doch: Niemand wagt es, diese Frage auszusprechen! Kann der Mensch das Volk, in das er hineingeboren ist, aus freiem Entschluß verlassen? Er kann die Heimat aufgeben. Ja! Er kann eine fremde Sprache wie seine eigene sprechen, gewiß. Er kann seinen Beruf ändern. Er kann sogar das Bekenntnis wechseln. Doch das Volk? Kann jemand aus seinem Volke — wie soll ich sagen? — austreten? Tritt er damit nicht aus dem eigenen Lande aus?"

Der Arzt hatte sich zurückgelehnt und richtete seine dunklen, angenehmen Augen in inniger Anteilnahme auf Agnes.Welch eine Frau! War sie nicht ganz Herrin gewesen, Padrona, auf diesem Hofe, der groß und weitläufig war wie nur irgendeiner im Lande? Nun aber, da dies hinter ihr lag — ohne Groll, mit heiterem Lächeln hatte sie ihn übergeben! —, jetzt schenkte ihr das Schicksal noch einmal die Gnade, was um sie geschah, mit wachem Herzen mitzuerleben und nach den Wegen zu suchen, die aus dem Dunkel der Zeit in hellere Tage führten.

Agnes fuhr fort: „Auch Ihr kennt diese Frage, obwohl sie Euch nicht persönlich trifft. Ihr seid Italiener und bleit es. Doch mir ist es die Frage meines Lebens geworden. In Ladinien bin ich geboren, der Vater, die Mutter, beide stammen aus jener seltsamen Welt zwischen den beiden Welten der Großen. Doch ich bin über das Joch gezogen und eine andere geworden. Hier auf Fioll habe ich meine Heimat gefunden. Es gab Jahre in meinem Leben, in denen ich mich mit solcher Leidenschaft zu Fioll und seinen Menschen, zu diesem Lande, diesem Volke bekannte, daß ich alles andere vergaß. Vielleicht war dies nur so, weil mir die Menschen den Weg zu ihnen so schwer gemacht haben. Doch nun steht diese Frage unerbittlicher denn je vor mir und fordert Antwort."

„Ein anderes ist es, Agnes, ob Ihr diese Frage stellt oder jemand, der aus meinem Volke kommt oder aus dem Volke der Deutschen. Selbst wenn Anselm, Euer Sohn, das gleiche fragen würde — er fragt es gewiß, denn die Heimat steht ihm über alles! —, ist es anders für ihn; denn er ist dem Vater und der Heimat, auch dem Wesen nach völlig Deutscher. Ihr aber, Agnes, kommt aus einem kleinen Volk. Nicht geringschätzig meine ich dies. Im Gegenteil! Schätzt Euch glücklich darob. Dieses kleine Volk hat seinen engen, klar umgrenzten Raum. Es mag einmal eine Zeit gewesen sein, in der die Menschen dieses Volkes allein und ausschließlich in diesem engen Raume zu leben vermochten. Die Alten drüben über den Bergen — denkt an den wakeren Charlott, an Vilatsch, den Hirten! — können es vielleicht heute noch. Aber ein Mensch, der diese Zeit erlebt, die bis zum Rand übervoll ist mit neuen Gedanken, Plänen, Ideen, die trächtig ist des Kommenden wie keine Zeit zuvor, wie könnte dieser Mensch noch in jenem viel zu engen Gehege leben? Denn dieses kleine Volk — verzeiht Agnes, wenn ich es offen sage, Ihr wißt, ich schmähe es nicht, ich liebe es, gerade wenn ich dieses ausspreche! — füllt einen Menschen unseres Jahrhunderts nicht mehr aus. Nach allen Seiten hin wird ihm der Raum zu eng. Zwar findet er, was Haus und Hof, was Wald und Berg erfordern, findet, was ein einfältiges Leben von ihm verlangt; dochjedes Mehr führt ihn an die Grenze. Das große Volk aber, das jenseits wohnt, sei es das im Süden oder das im Norden, verheißt ihm alles: Weiten Raum, eine Geschichte, vielgestaltig, tief, ein Leben in der ganzen Fülle unseres Jahrhunderts, in erhabener Natur, in echter Kindheit Gottes. Nicht Verachtung des Eigenen ist es, nicht Verrat an der Heimat, wenn der Mensch jenes einsamen Landes nun mit beiden Händen danach greift und sein Herz mit hineinträgt in dieses andere, größere Volk. Er kann es tun, er allein. Käme er selbst aus einem großen Volke, er verriete vieles, das Beste in sich, wenn er es verließe!"

„Wißt Ihr, was Ihr damit sagt, Arturo? Mich sprecht Ihr frei. Doch jenen im Lande, die eine übermächtige Liebe zur Heimat zwingt zu blei-

ben, auch wenn alle anderen gehen, nehmt Ihr das Recht zu diesem Entschluß."

„Mag sein, Agnes! Ihr wißt, ich bin kein Mann der Politik. Nichts weiß ich, nichts will ich wissen von dem, was gewisse Politiker, man nennt sie Führer, über dieses Land beschließen. Ich kann daher nicht sagen, was jenen, die Ihr die ‚Bleiber' nennt, bevorstehen wird. Zwingt man sie gleichfalls von der anderen Seite aus, ihre Heimat zu verlassen und im fremden Volke aufzugehen, so trifft zu, voll und ganz, was ich sagte. Sie werden das Beste verlieren und wenig oder nichts gewinnen; denn noch ist die Zeit für solche Entschlüsse nicht reif. Dies ist ja der innerste Kern der Katastrophe, vor der wir stehen: daß diese Zeit zwar den Mut, einen furchtbaren, mörderischen Mut, zu solchen Entschlüssen findet und Menschen einfach verpflanzen will — nein, das Wort ist schlecht, denn die Pflanze muß Erde haben, wenn sie an neuer Stelle anwachsen soll —, exportieren will, aber nicht zugleich die Kraft besitzt, diese Menschen so mit einem neuen Glauben zu erfüllen, daß es ihnen möglich wird, in der neuen Heimat Wurzel zu schlagen. Woraus sich leicht schließen läßt, daß die Religion, die sie ausrufen, keine ist. Wäre ihr Verlangen vom Allmächtigen gesegnet, würden sie auch den Glauben und die Kraft bringen, die zu solch unnatürlichen gewalttätigen Entschlüssen mehr als je erforderlich ist.

Man geht heute in gewissen Völkern daran, das individuelle Bewußtsein auszutilgen, um es durch einen viel leichter lenkbaren Kollektivismus zu ersetzen. Je kollektiver das Elend ist, in das ein Volk gerät, um so weniger fühlt es der einzelne. Zur Erreichung dieses Zieles bedient man sich aller denkbaren Mittel von der Parteidisziplin und den Massensportsveranstaltungen bis zum Film. Das Hirn wird genormt. Ein Gesinnungs- und Lebensmilitarismus wird angestrebt, der alles niedertreten wird, was wir an Seele und Individualität bisher noch haben retten können. Die Zukunft wird denFeldwebeln gehören, wenn die Menschen sich nicht besinnen und sich gegen die absolute Verblödung zur Wehr setzen.

Liebe Signora, wir stehen heute im Kampf um Sein oder Nichtsein unserer menschlichen Seele. Nicht nur die Deutschen oder Italiener, nein, die Europäer, alle. Vom Osten drängt der Kommunismus, vom Westen der Amerikanismus wie eine erdrückende Flut auf uns ein. Der Sachglaube bringt keine Erlösung, man vergißt allzuleicht, daß das Glück nur vom Geistigen kommen kann. Glück ist kein materieller Begriff. Glück kann man nicht kaufen und nicht produzieren. Die moderne Realgesinnung, wie sie heute mit überlauten Worten im Norden gepredigt wird, erfüllt mich mit Schrecken, der Abfall der Menschen von Religion verheißt nichts Gutes. Das deutsche Volk hat zu einem großen Teil den liberalen Atheismus seiner sogenannten Führer übernommen.

Wieviel Gutes, Schönes wäre mit den Mitteln, die dem Menschen heute zur Verfügung stehen, zu schaffen. Was aber erwarten wir? Den Krieg mit Bomben und Gas! Alles Böse auf Erden kommt von der Habgier und von der Abkehr von Gott. Diese Dinge sind die Ursachen des Unglücks, das unsere Völker getroffen hat. Alles unterliegt jener politischen Realgesinnung, und wer sich nur ein Quentchen Phantasie gerettet hat, der wird die Entscheidung in der Optionsfrage richtig fällen."

Agnes hatte jedem Worte des Arztes gespannt folgend, ruhig zugehört. Gentili wußte, daß weitum in dieser Gegend wenige Leute seine Darlegungen verstehen würden, er wußte auch, daß viele seiner Landsleute der an die Südtiroler vom Norden herangetragenen Versuchung nicht bloß entgegentraten, sondern diese noch ihrerseits unterstützten und verstärkten, eben aus der von ihm so sehr gebrandmarkten Habgier heraus. Er wußte, wie die Pläne der Mastromatteis liefen. Auf den unwirtlichsten Höhen mochten, so plante jener, noch einige Bergbauern als Arbeitssklaven bleiben, aber die Talsohlen, die ertragreichen Ebenen der Etsch mußten geräumt werden. Man spekulierte auf die Städte und Dörfer, auf die Wälder und Wasserkräfte, die Obstanlagen und Weingärten des Landes. Die Menschen, die alles gepflegt und als Erbe ihrer Väter treulich verwaltet hatten, sollten gehen, je früher, desto besser. Gentili wußte dies alles, und dennoch, in der Nähe von Agnes De Lay fühlte er sich stets zuversichtlicher und zum Denken und Sprechen angeregt. Er merkte, wie vor dem Ernst seiner Worte die innere Unruhe von Agnes schwand, als sie sagte:

„Gentili, Sie haben mir aus dem Herzen gesprochen. Aber nicht von meiner Entscheidung hängt die Zukunft meiner Familie ab, sondern von der meiner Söhne. Sie kennen die Starrköpfigkeit, Gutgläubigkeit und Hilflosigkeit Anselms. Er wird nun kommen, Arturo. Mir bangt vor dieser Stunde; denn er wird fragen: ‚Mutter, was soll ich tun?' Sokomme ich zu Euch. Die Zweifel in meiner Brust habt Ihr bezwungen. Doch da ist dieses andere, Größere, das unsichtbar wie eine grausame Krankheit durch das Land läuft. Ich will zu Lukas fahren, um seinen Rat zu hören, nichts will ich unversucht lassen. Doch Ihr wißt, was mir Euer Urteil gilt. Ihr urteilt nicht so wie viele Eurer Landsleute, die sich in diesem Falle als Partei, fast hätte ich gesagt, als die lachenden Dritten, betrachten. Ich sehe in Ihnen, lieber Doktor, nicht den Angehörigen des Volkes, sondern den Christen und Menschen, den Ihr wie wenige andere immer wieder aus der Betäubung des Nationalismus zu retten wißt, der uns und Euch die klare Sicht in unserem Lande genommen hat. Was soll ich antworten, wenn Anselm fragt: ‚Gehen, Mutter? Bleiben?' Nach all dem, was Ihr bisher gesprochen . . . ."

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

„Der Priester weiht unseren Tag: Das Stundengebet, das er täglich betet, verrichtet er stellvertretend für uns, seine Gemeinde, damit jede Stunde vor Gott zähle. Von ihm haben wir auch beten gelernt und den Gebrauch der heiligen Symbole: Kreuzzeichen, Kniebeuge, an die Brust schlagen. Wir leben am Tag von einem dreifachen Brote: vom irdischen Brot, das uns der Vater bricht; vom eucharistischen Brot, das uns der Priester spendet, und vom Brot des Wortes Gottes, das uns der Priester verkündet." So steht es schon in einem Moßhamer-Buch geschrieben. Und wir wissen: So ist es durch die Priester in unserer Mitte. Wir sind glücklich, daß wir Priester haben. Auch anderen Menschen Priester zu geben, ist das Ziel unserer Sammlung für arme Priesterstudenten.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,716.22
Mrs. Emma Wagner, Saskatoon, Sask.	1.00
Wenzel Seitz, New Westminster, B. C.	1.00
Mrs. Zita Bonokoski, Torquay,Sask.	1.00
Mrs. Daniel Deck, Regina Sask.	1.00
	$6,720.22

★

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,602.87
Clemens Timmermann, St. Gregor, Sask.	3.00
	$1,605.87

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Die Rede — Die Erfinder des Motorflugzeuges, nämlich die Brüder Orville und Wilbur Wright, waren beide als außerordentlich schweigsam bekannt. Öffentliche Reden haßten sie. Bei einem Festessen, das der Gouverneur gab, wollte der Hausherr die berühmten Gäste überrumpeln und erklärte: „Und nun meine Herrschaften, wird Orville Wright eine Rede halten!" — „Das muß ein Mißverständnis sein", entgegnete Orville stotternd, „denn die Reden hält immer Wilbur!' Dann wurde Wilbur aufgefordert. "Ach," winkte darauf Wilbur ab, „die Rede hat jetzt nun mein Bruder schon gehalten!"

* * *

Anzeigen von Anno dazumal — Die Zeitungsanzeige war schon bei unseren Urgroßeltern beliebt, allerdings hat sich der Inseratenstil im Laufe der Zeit gewandelt, und manche Anzeige entlockt uns heute ein Schmunzeln, So z.B. die Anzeige eines ehrlichen Ehepaares, abgedruckt im „Lübecker Anzeiger" am 13. März 1840: „Edle Nachbarn, wackere Nachbarinnen! Leiht uns nichts; wir können schon auskommen, wenn wir wollen. Meine Frau und ich haben keine Kinder, und ich habe 1000 Taler Einkünfte. Meine Frau schnupft aber heimlich Tabak und trinkt heimlich Kaffe; ich gehe alltäglich in die Tabagie. Das ist nicht notwendig. So etwas führt zu Schulden. Darum leiht uns nichts. Wir können auskommen. Tobias Elsam, Tabakhändler. Christina Elsam."

Max Pellenberg begab sich einmal mit zwei Freunden in die Hotelhalle zum Frühstück. „Die Herrschaften wünschen?" fragte der Ober, „Tee, Kaffee, Schokolade, Kakao?" — „Eine Tasse Schokolade, bitte!" meinte der erste. „Eine Tasse Schok, wiederholte der Ober gewohnheitsmäßig. „Mir bitte eine Tasse Mokka!" meinte der zweit Gast. „Ein Tasse Mok!" echote der Ober. Da schaute Max Pellenberg den Ober durchdringend an und meinte ernst: „Mir bitte eine Tasse Kak!"

* * *

Plakate, die auffielen — Schild in der Halle eines drittklassigen Hotels in Bridgeton, USA: „Unsere ehrenwerten Gäste werden gebeten, alles zu unterlassen, was die Nachtruhe stören könne!" Kürzlich schrieb einer der Gäste darunter: „Leider können die Wanzen anscheinend nicht lesen!"

....Wandspruch, der in allen Zimmern eines großen Stockholmer Hotels hängt: „Rauchen Sie bitte nie im Bett! Die Asche, die zu Boden fällt, kann Ihre sein!"

Schild an der Ortseinfahrt eines südfranzösischen Dorfes: „Fahren Sie langsam, dann sehen Sie unseren Ort, der ist sehr schön! Fahren Sie zu schnell, dann sehen Sie unser Gefängnis, das ist sehr feucht!" ....

* * *

Zeit ist Geld — Für Direktor Zettelman ist Zeit immer Geld. Eines Tages kommt er mal wieder eilig nach Hause, um schnell sein Mittagsbrot einzunehmen. „Na, Else, was gibt es zu essen — wie geht es den Kindern?" fragt er seine Frau. „Erbsensuppe und Durchfall!" war die Antwort seiner Frau.